

# REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Kardinal Julius Döpfner  
Zeugnis für Christus heute

Prof. Dr. W. J. Revers  
Gehen wir einer  
vaterlosen Gesellschafts-  
ordnung entgegen?

August Ziegler  
Die Kirche als „Familia Dei“

Engelbert Monnerjahn  
Vor 25 Jahren — Der Kampf  
der Gestapo gegen Schönstatt  
1939—1941

1. Jahrgang

Heft 3

Juli 1966

K 3412 F

## Inhalt

*Kardinal Julius Döpfner*  
**Zeugnis für Christus heute** 97

*Prof. Dr. W. J. Revers*  
**Gehen wir einer  
vaterlosen Gesellschafts-  
ordnung entgegen?** 101

*August Ziegler*  
**Die Kirche als „Familia Dei“** 109

*Engelbert Monnerjahn*  
**Vor 25 Jahren —  
Der Kampf der Gestapo  
gegen Schönstatt  
1939—1941** 118

*J. K.*  
**Liturgische Erneuerung** 128

**Blick in die Zeit** 133

**Berichte** 137

**Buchbesprechungen** 141

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Weigand (Deutschland), August Ziegler (Schweiz)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn und M. Isabell Nei  
Anschrift der Schriftleitung: 54 Koblenz-Metternich, Trierer Straße 388

Verlag: ORBIS Wort und Bild GmbH., Münster, Postfach 1064, Telefon 402 17

Herstellung: Cramer, Greven

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 12,— zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 3,50

# Zeugnis für Christus heute

Von Kardinal Julius Döpfner

Bei der Gelegenheit seines ersten Besuches in der Bundeshauptstadt als neuer Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz feierte der Erzbischof von München und Freising, Kardinal Julius Döpfner, zusammen mit Katholiken, die führend im öffentlichen Leben stehen, eine Abendmesse. Dabei hielt der Kardinal eine Ansprache, deren wesentliche Teile wir im folgenden wiedergeben.

## I.

Das II. Vatikanische Konzil war ein kostbares Geschenk des Herrn an seine Kirche, ein vom Geiste Christi gewirktes, vielfältiges Zeugnis der Kirche für Christus. Die große, zentrale Leidenschaft des Konzils war Christus: sein Wort, sein Heil, sein Anruf an diese Zeit; der ganze Christus: der Sohn des lebendigen Gottes und der in die Geschichte der Menschheit hinein inkarnierte, ja in vielfältiger Hinsicht erniedrigte Menschensohn.

Aber diese Rückbesinnung auf Christus geschah nicht gleichsam „in abstracto“, sondern aus der gegenwärtigen Stunde heraus. Die Kirche schaute in diese Zeit hinein, sie hörte auf ihre Fragen, sie neigte sich zu ihren Nöten, sie forschte nach ihren Sehnsüchten. Dann schaute sie auf sich selbst zurück, prüfte ihre bisherigen Lehraussagen und suchte nach Weiterführung, Vervollkommnung, ja da und dort setzte sie einen Schritt, der zunächst wie ein Bruch mit der Vergangenheit aussah. Sie prüfte ihre Struktur, ihre Rechts- und Lebensordnung und fand manches darin verbesserungswürdig.

Nun entsteht ein ungewohntes Bild: die Kirche, die bisher so sicher auf alles antwortete, sie fragt; die gewohnt war, sich souverän zu verteidigen, sie bekennt Fehler der Vergangenheit; die einen so geschlossenen und gefestigten Eindruck machte – wie stolz waren wir darauf! –, scheint sich jetzt aufzulösen in widersprüchliche Meinungen.

Das verwirrt und beunruhigt manche katholische Christen. Gerade Sie, die Sie auf vorgeschobenem Posten der Weltaufgabe stehend, einen harten täglichen Dienst zu verrichten haben, empfanden dies als eine starke Stütze: die Kirche mit ihren sicheren Weisungen, mit ihrer Geschlossenheit, mit ihrem Mut zu einer unmodernen Klarheit und Kraft. Es mag Ihnen manchmal sein, als fielen Ihre Stütze weg. Dieser Eindruck ist verständlich. Das Bild der nachkonziliaren Kirche ist in der Tat vielschichtig und sehr ambivalent.

Es kommt nun alles darauf an, daß wir uns richtig einstellen, den rechten Blickpunkt gewinnen. Grundlegend ist das gläubige Vertrauen, daß das Konzil ein einzigartiges pfingstliches Geschehen war, daß hier ein echtes Christuszeugnis geschehen ist. Es gilt die Zusammenhänge im Ganzen zu sehen, das Verhältnis von Ursache und Folge klar zu unterscheiden, von der unverrückbaren, nun in neuer Klarheit geschauten Mitte auszugehen. Wir müssen einen Blick bekommen für das deutliche Einpendeln der scheinbar hin- und herzuckenden Magnetnadel des kirchlichen Lebens hin zu dieser Mitte. Jetzt gilt es, sich gründlich mit der Gesamtlinie des Konzils und der ausgewogenen Zuordnung der einzelnen Teilaussagen zu beschäftigen. Jetzt brauchen wir das klärende Gespräch. Vor allem dürfen wir uns nicht absondern, nicht wie Thomas in der Osterwoche auf die Seite gehen, etwa — um nur dieses eine Beispiel zu nennen — in der Neugestaltung des Gottesdienstes. Im Mitvollzug werden wir besser verstehen, was eigentlich von der Kirche gemeint ist, auch wenn manche Formen noch unvollendet sind und die Zeichen des Experiments und des Übergangs tragen.

## II.

Gehen wir nun den nächsten Schritt und bedenken das Zeugnis der Kirche in ihrem Öffentlichkeitsauftrag! Sie haben die Botschaft der Konzilsväter an die Regierenden erhalten, in der mit eindrucksvollen Sätzen das Verhältnis der Kirche zu den Verantwortlichen der politischen Gemeinschaften ausgesprochen wird. Es wurde darüber auf dem Konzil nichts Umstürzendes ausgesprochen, aber einige Linien sind klarer ausgezogen und einige wichtige, neue Akzente wurden gesetzt.

Sehr klar wird in der Konstitution über „Die Kirche in der heutigen Welt“ im Kapitel über „Das Leben in der politischen Gemeinschaft“ die verschiedenartige Aufgabe von Staat und Kirche ausgesprochen: „Die Kirche, die in keiner Weise in ihrer Aufgabe und Zuständigkeit mit der bürgerlichen Gesellschaft zu verwechseln noch auch irgendeinem politischen System verpflichtet ist, ist zugleich Zeichen und Schutz der Transzendenz der menschlichen Person. Bürgerliche Gesellschaft und Kirche sind auf je ihrem Gebiet voneinander unabhängig und selbständig. Beide aber dienen, freilich aufgrund verschiedener Sendung, der einen und gleichen persönlichen und sozialen Berufung des Menschen“ (Nr. 76).

Dabei wird einer radikalen Trennung von Staat und Kirche — entgegen einer manchmal gehörten Meinung — in keiner Weise das Wort geredet; denn so heißt es weiter in dem eben zitierten Kapitel: „Diesen Dienst können beide zum Wohl aller und um so wirksamer leisten, je mehr und besser sie ein rechtes Zusammenwirken miteinander pflegen, wobei jeweils die Umstände von Geschichte und Ortsverschiedenheit zu berücksichtigen sind“ (ebda.). Das Zusammenwirken von Staat und Kirche, wie es sich bei uns in den Kirchenverträgen, in gesetzlichen Regelungen und Verwaltungsmaßnahmen eingespielt hat, erhält durch das Konzil vertiefte Sinngebung und Deutung.

Bemerkenswert ist, wie die Kirche dieses Konzils die Inanspruchnahme irdischer Stützen von ihrer Sendung her zu beurteilen sucht: „Die Kirche bedient sich der irdischen Dinge,

soweit es ihre eigene Sendung erfordert. Doch setzt sie ihre Hoffnung nicht auf Privilegien, die ihr von der staatlichen Autorität angeboten werden; sie wird sogar auf die Inanspruchnahme legitim erworbener Rechte immer dann verzichten, wenn feststeht, daß sonst die Lauterkeit ihres Zeugnisses in Frage gestellt ist, oder wenn veränderte Verhältnisse eine andere Regelung fordern“ (ebda.).

Ihr Beitrag zum Gemeinwohl, das in diesem Konzilsdokument eine sehr differenzierte, dynamische Beschreibung findet, wird so gekennzeichnet: „Immer und überall aber nimmt sie (die Kirche) das Recht in Anspruch, mit wahrer Freiheit den Glauben zu verkünden, ihre Soziallehre kundzumachen, ihren Auftrag unter den Menschen unbehindert zu erfüllen und sittliche Urteile auch über politische Angelegenheiten zu fällen, wenn es die persönlichen Grundrechte oder das Heil der Seelen verlangen. Sie wendet dabei alle, aber auch nur jene Mittel an, welche dem Evangelium und dem Gemeinwohl je nach Zeit und Umständen entsprechen“ (ebda.).

Letztlich und entscheidend geht es der Kirche auch in ihrem Öffentlichkeitsauftrag um das Zeugnis für Christus.

### III.

Lassen Sie mich noch ein Wort sagen über Ihr persönliches Zeugnis für Christus gemäß dem Öffentlichkeitsauftrag der Kirche!

Mit einem Wort des Dankes darf ich beginnen. Das Konzil hat in seiner Botschaft den Regierenden seine Achtung und Anerkennung gezollt. Als Sprecher der deutschen Bischöfe möchte ich diesen Dank der Kirche in diese Stunde hereinholen und Ihnen persönlich aussprechen, an welcher Stelle im Ordnungsgefüge des Staates oder überhaupt im öffentlichen Leben Sie auch stehen mögen. Es ist ein aufrichtiger Dank für die Arbeit, die Sie zum Wohl unseres Volkes leisten, aber auch dafür, daß Sie Freiheit und Wirkungsmöglichkeit der Kirche in unserer Zeit garantieren und fördern.

Aber lassen Sie sich auch anrufen! Zu den bemerkenswerten Aussagen des Konzils für einen katholischen Laien gehört das, was über das Berufswirken in der Welt gesagt wird. Der Beruf ist nicht etwas, was nebenher läuft und in sich für die christliche Existenzverwirklichung belanglos ist. Vielmehr ist jeder nach Maßgabe der ihm zuteil gewordenen Berufung gerade vom Glauben her zur Erfüllung der irdischen Pflichten gehalten (vgl. a. a. O. Nr. 43). Eine solche Berufsauffassung schließt ein: die jedem Bereich eigenen Gesetze beobachten, sich um gutes fachliches Wissen und Können in den einzelnen Sachgebieten bemühen, Neues planen und ausführen, mit Menschen, die das gleiche Anliegen haben, bereitwillig zusammenarbeiten (vgl. ebda.). In diesem Sinn, so meint das Konzil, obliegt es dem recht geschulten Gewissen der Laien, „das göttliche Gesetz dem irdisch-bürgerlichen Leben aufzuprägen“ (ebda.). Durch sachgerechte Berufserfüllung wird Zeugnis gegeben für den Anbruch des Gottesreiches. Inmitten der Welt voll Ungerechtigkeit und Unfertigkeit setzt der Christ das redliche Bemühen, eine „heile Welt“, eine „richtige Ordnung“ zu verwirklichen.

Gerade von den Christen, die im Dienst für das Gemeinwohl stehen, wird gesagt: „Die Christen sollen in der politischen Gemeinschaft jene Berufung beachten, die ihnen ganz besonders eigen ist. Sie sollen beispielgebend dafür sein, wie man aus Gewissensverantwortung handelt und sich für das Gemeinwohl einsetzt. Sie sollen durch ihre Taten zeigen, wie sich Autorität mit Freiheit, persönliche Initiative mit solidarischer Verbundenheit im gemeinsamen Ganzen, rechte Einheit mit fruchtbarer Vielfalt verbinden lassen“ (a. a. O. Nr. 75). Dabei wird es für den katholischen Laien selbstverständlich sein, lebendig in seiner Kirche zu stehen, ihre Lehre in Bereitschaft aufzunehmen und die Weisungen der Kirchenhirten zu beachten. Aber bemerkenswert ist, wie sorgfältig auch hier das Konzil unterscheidet. Einmal wird hingewiesen auf den Unterschied „zwischen dem, was die Christen als einzelne oder in Verbänden in eigenem Namen als Bürger, die von ihrem christlichen Gewissen geleitet werden, und dem, was sie im Namen der Kirche zusammen mit ihren Oberhirten tun“ (a. a. O. Nr. 76). Ebenso wird an mehreren Stellen der Konstitution darauf hingewiesen, daß es auch unter kirchlich gesinnten, gewissenhaften Laien „berechtigte Meinungsverschiedenheiten in Fragen der Ordnung irdischer Dinge“ (ebda.) geben kann, die in aufrichtigem Dialog und im Bewußtsein der Pflicht zur Zusammenarbeit auszutragen sind, ohne „die kirchliche Autorität ausschließlich für sich und seine eigene Meinung zu beanspruchen“ (a. a. O. Nr. 43).

Noch ein Letztes! Im Evangelium, das wir hörten, ist die Rede von den vielfältigen Anfeindungen, die der Zeuge für Christus zu erleiden hat. Irgendwie kann dies auch für den Christen zutreffen, der bei aller Klugheit und Abwägung der konkreten Umstände auch dann seinem Gewissen folgt, wenn er dafür in der Öffentlichkeit verächtlich gemacht wird oder ernste Nachteile auf sich nehmen muß. Möge es Ihnen vergönnt sein, in jener Ruhe und Gelassenheit, die letztlich im Glauben wurzelt, unbeirrt das zu tun, was Ihnen vor Gott Ihre Pflicht gebietet. Eine gesunde, funktionsfähige demokratische Ordnung bedarf des Mutes aus dem Glauben lebender tapferer Männer und Frauen.

# Gehen wir einer vaterlosen Gesellschaftsordnung entgegen?

Von Prof. Dr. W. J. Revers

## A. *Der geistesgeschichtliche Ort des Problems*<sup>1</sup>

Es gibt heute kaum ein geschichtliches Ereignis oder Problem, dessen Wurzeln sich nicht auf das erregende vorige Jahrhundert zurückverfolgen lassen – auf das Jahrhundert eines triumphalen Aufbruchs der Naturwissenschaft, der technischen Erfindung und der industriellen Revolution in Wirtschaft und Gesellschaft. Deren Ausgeburt ist das Existenzgefühl einer permanenten historischen Revolution und die Idee des – im Grunde unendlichen – Fortschritts. In unserer Zeit haben sich die Menschen (zumindest unseres Kulturkreises) von dem der Perfektion zuschreitenden Fortschritt überholt gesehen: als antiquiertes Wesen bleibt der Mensch hoffnungslos zurück hinter der Umbruchsbewegung, die in den Abgründen seiner Geschichtlichkeit entstand.

Am Anfang des Fortschrittsjubels aber steht der Verlust der Metaphysik: die rationalistische Desillusionierung führte zum Triumph des Positivismus. Am Anfang der sogenannten Neuzeit verlor sich der Mensch in seiner romantischen Apotheose in sich selbst, um sich in einer endlich gottfreien und perfektionierbaren Welt sein Paradies einzurichten. Von dieser atheistischen Revolte ist die bolschewistische nur die östliche Variation, deren Keime im westlichen Abendland gediehen. Im Zuge der Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus wurde also die ganze Welt, einschließlich der Primitivkulturen, in diese Krise des Abendlandes mit hineingerissen, so daß bei den Völkern der verschiedensten Kulturen deren eigene historische Problematik vom Krisenproblem der abendländischen Kultur verschlungen wurde. Nie zuvor in der Weltgeschichte hat eine kulturgeschichtliche Bewegung so die gesamte Welt erfaßt.

Der ungeheure geistige Umbruch der abendländischen Existenz im 19. Jahrhundert förderte seine eigenen Propheten zutage: außer dem Materialisten Marx, die großen Demaskierer von Kierkegaard über Dostojewski bis zu Nietzsche und Freud. Der Rausch der wissenschaftlichen Ernüchterung gebar die Propheten des Atheismus, die Propheten der zwangsfreien, gottfreien, endlich vernünftigen Welt des Menschen, der seine Vernunft auf den Thron des toten Gottes erhoben hatte. Übersehen wir dabei nicht, welche Fülle von Glaubensglut in diesen Unglauben des „Glaubens an die Wissenschaft“ investiert wurde. Die neue gläubige Faszination berauschte sich an der menschlichen Ver-

<sup>1</sup> Vgl. A. Mitscherlich, *Auf dem Weg zu einer vaterlosen Gesellschaft*, München 1963.

nunft, die – mit Hilfe von perfekter wissenschaftlicher Methodologie – endlich frei war von göttlichen Glaubenszwängen. Wir würden es uns zu leicht machen, wenn wir die Apostel des Atheismus einfach der Lügenhaftigkeit bezichtigen wollten. Denn auch der Unglaube ist ein Glaube. Und wir tun gut daran, uns den Nietzsches und Freuds redlich gegenüberzustellen und ihnen zuzuerkennen, daß sie bedingungslose Wahrheitssucher waren, wenn auch nicht auf dem Boden des Glaubens, so doch auf dem Boden der Glaubens an den Unglauben. Beide erlitten und durchlebten die Erschütterung und die Zeitwende ihres – und unseres – Jahrhunderts und glaubten sich berufen zu Propheten einer neuen Zeit, einer Zeit, in der Religion durch Wissenschaft und Gott durch die Vernunft ersetzt wird.

Sowohl Nietzsche als auch Freud waren geniale – und wahrheitsbesessene Entlarver der maskierten Verlogenheit ihrer Zeit, der Zeit, die eigentlich schon gestorben war und einer neuen Zeit weichen sollte. Aber hören wir hin auf beide, *wie* sie das Ende der „vorigen“, der überlebten Zeit kennzeichneten.

Friedrich Nietzsche faßte den Zeitumbruch seines Jahrhunderts in den Ruf: „*Gott ist tot.*“

Sigmund Freud, von den gleichen Fiebern des Umbruchs geschüttelt, verkündet den Anbeginn der neuen Zeit mit der geschichtlichen Diagnose: „*Die Paternität ist überwunden!*“

Beide waren keine boshaften Ketzer, beide waren exzessiv Erleidende des Umbruchs. Beide suchten nicht die vernichtete, sondern die – endlich – heile Welt der Menschen.

Vergleichen wir beide, so zeigt sich also derselbe Umbruch, sowohl als *Tod Gottes* wie auch als *Untergang des Vätertums*. Erst in unserer Zeit, in diesem Jahrhundert zweier Weltkriege (und einer Weltrevolution), sollte die schreckliche Prophezeiung der beiden Zeugen des Umbruchs voll in Erscheinung treten und ein – trotz der Propheten – ahnungsloses und taumelndes Jahrhundert furchtbar an sie erinnern. Dies ist es, was heute aufzuzeigen ist, und was aufzuzeigen – heute – wahrlich nicht schwer ist. Nur sei mir erlaubt, jetzt schon zu bemerken, daß die Ahnungslosigkeit unseres taumelnden Jahrhunderts nicht nur untergangsbegeisterte Gefolgsleute fand, sondern daß sie auch den geistigen Aufstand gegen die metaphysische Gleichgültigkeit erregte, *ehe* der Feuerzauber des Versinkens der erschreckten Ahnungslosigkeit atheistischer Biederkeit zu Bewußtsein kam. Oder sollte das historischer Zufall sein, daß einer der Aufständischen gegen die neue vater- und gottlose Gottheit in der gleichen Zeit, als Sigmund Freud seine Lehre entfaltete, dem toten Gott den majestätisch-lebendigen Gott entgegenstellte, indem er zugleich der vaterlos werdenden Zeit die Väterlichkeit erweckte, indem er dem gemordeten Urhordenvater Freuds, dem Zwingherrn des Traditionszwanges, den Vater als Schlüsselgestalt der Personalisationsorientierung entgegenstellte, in der Erlebbarkeit des Vaters die Wirklichkeit des Gott-Vaters zugänglich machend?

Es mag hier apologetisch oder abenteuerlich klingen, aber es ist doch nicht zu widerlegen, daß in der gleichen Zeit, als Sigmund Freud das Ende der Paternität verkündete,

P. Josef Kantenich das Vaterprinzip in der Erziehung herausstellte, längst ehe die Zeitgenossen und die wissenschaftliche Erfahrung erkennen konnten, welch abgründiges Heilmittel hier gegen eine Krankheit gefunden worden war, längst ehe sie ihre verheerenden Folgen gezeigt hatte. — Dies ist jetzt eingehend zu belegen und darzustellen.

#### B. *Analyse des Wandels der Vaterposition in der Kulturgeschichte*<sup>2</sup>

Vergleichen wir den Wirtschaftsbetrieb vor Beginn der sogenannten industriellen Revolution mit der von dieser Revolution formierten wirtschaftlichen Produktionsstätte, so zeigt sich als markantestes Merkmal der Veränderung die Ablösung des patriarchalischen Familienbetriebes zum industriellen Großbetrieb.

Wie sah der Wirtschaftsbetrieb *vor* der industriellen Revolution aus?

1. Er war Familieneigentum, in seinem Aufbau und seiner Ordnung von der Tradition bestimmt und geregelt. Als Erbgut der Familie war er für die Zukunft der Erben bestimmt.
2. Das Direktionszentrum des Familienbetriebes (Handwerksbetriebs, Handelsbetriebs oder Landwirtschaftsbetriebs) war der Familienvater. Der Vater war zugleich Chef des Betriebes und Quelle der Produktionsinitiative.
3. Der Familienbetrieb war also patriarchalisch organisiert. Das Maß des Leistungsethos war bestimmt vom patriarchalischen Vorbild des verantwortlichen Meisters, des Bauern, des Kaufmanns. Die Glieder der heranwachsenden Familie des Eigentümers wuchsen spielend und bald nachahmend und mithelfend herein in ihr Eigentum und in das Unternehmen; für die Mitglieder des Betriebs, die Gesellen und Lehrlinge, war der Betrieb nicht nur Arbeitsstätte, sondern auch Stätte des Zusammenlebens mit der Familie und der Teilhabe am Leben der Familie des Meisters. Das gesamte System der gegenseitigen Verantwortung war familiär und umfaßte die wirtschaftliche *und* die persönliche Existenz aller Mitglieder.

Vergleichen wir damit den modernen industriellen Großbetrieb.

1. Dort, wo einst die Eigentümerfamilie stand, finden wir jetzt eine völlig anders verfaßte Gruppe: die Unternehmergeellschaft als Kapitalgesellschaft. Die Beziehung der einzelnen Mitglieder dieser Gruppe zueinander ist sozusagen *ex definitione* eine rein rechnerische. An die Stelle interpersoneller Bindungen ist die Konvergenz des Kalküls getreten. Das zentrale und leitende Prinzip der Kapitalgesellschaft ist — zumindest *ex principio* — nicht die Güte eines Produktionsgutes, sondern der Profit. So trat an die Stelle des Familienerbes das Finanzmagnatentum und an die Stelle der Familientradition das Geschäft als Selbstzweck. Die Ordnung und Regulierung des Betriebs durch Tradition verwandelte sich in das Betriebsreglement durch Bilanz, Rationalisierung und Profit, ein Reglement, das zwangsläufig die Chefs der Betriebe und sogar die Mitglieder der Kapitalgesellschaft zu Funktionären der profitwirkenden Faktoren macht.

<sup>2</sup> Vgl. E. Michel, Sozialgeschichte der industriellen Arbeitswelt. Frankf./M. 1955 sowie James Burnham, Das Regime der Manager (The managerial revolution) Stuttgart 1948.

2. Damit ist die Antwort auf die Frage nach dem Direktionszentrum des industriellen Großbetriebs bereits angezeigt. An die Stelle des Vaters ist der Funktionär oder Manager getreten. An die Stelle der personalen Differenzierung der Rollen im Familienverband trat das Funktionsgefüge von im Grunde anonymen Funktionsträgern. So können wir das Gefälle vom Vater zum Manager, vom Urheber zum Taktiker beobachten, das Gefälle auch vom Aspekt des „Was“ des Produktionsgutes zum „Wie“ des Geschäftsprofits. Verfolgen wir die Linie dieses Gefälles bis zu seinem – freilich imaginären – Endpunkt, so haben wir dort den Computer zu erwarten: das Elektronenhirn als Direktionszentrum. Der Weg zur vaterlosen Gesellschaft würde im Kulturbereich der Wirtschaft also dazu führen, daß der Vater durch den Computer als Direktions- und Kontrollautomaten ersetzt wird<sup>3</sup>.

3. Die Organisationsform des Großbetriebs ist schließlich die Massenorganisation, in der sich das Funktionsgefüge der Führungsgruppe ausweitet und die letzten Arbeiter als Funktionsträger erfaßt. Das Verhältnis zwischen Vater und Familiengruppe löste sich auf in das Verhältnis *des Managers zu den Arbeitern*. Die Einfügung des Arbeiters in das Funktionsgefüge der Massenorganisation verdeckt mit der Anonymität der Funktion die Personalität des Arbeiters und degradiert den Beruf zum Job: der persönlich gewählte Beruf ist nivelliert zur beliebig auswechselbaren Gelegenheit, Geld zu machen. Die Kehrseite dieser persönlichen Entfremdung gegenüber der Produktionsstätte ist die Determination des Arbeitsethos vom Profit her und damit vom sozialen Neid oder Ressentiment her. So sehen wir hier Kapitalisten und Proletarier innigst vereint in unstillbarer Profitgier und hoffnungslosem gegenseitigen Neid als psychische Verhaltensorientierung. Gemeinsam träumen schließlich alle gleichzeitig von der Beute ohne das Risiko der Jagd.

Fassen wir zusammen, um den folgenden Passus unserer Analyse vorzubereiten.

Die Familienväter als Industriearbeiter oder Funktionäre leben außerhalb der Familie; als Angestellte sind sie anonyme Produktionsfaktoren. Die Unterordnung unter die Bestimmung der auswechselbaren Funktion ist eine Depersonalisierung des Berufs, bedeutet den Verlust der persönlichen Rolle im öffentlichen Leben und führt geradewegs zu organisiertem Verantwortungsschwund. Verantwortung setzt persönliches Engagement voraus. Das Maschinenideal des Arbeiters am laufenden Band hat die Persönlichkeit im Prinzip durch Automaten ersetzt und den Menschen zum Maschinenersatz degradiert.

Im folgenden Abschnitt wollen wir die Auswirkung dieses Prozesses auf die psychische Entwicklung in Kindheit und Jugend analysieren.

#### C. *Der Wandel der Vaterposition – und die Jugend*<sup>4</sup>

Die im vorigen skizzierte Analyse sollte keineswegs dem Zweck dienen, in einer Art von „Lust am Untergang“ zu unken. Es steht selbstverständlich außer Frage, daß jeder

<sup>3</sup> Vgl. *Bednarik, Die Programmierer.*

<sup>4</sup> *van den Berg, Metabletica.*

geschichtliche Prozeß unter zwei entgegengesetzten Aspekten behandelt werden kann, unter dem Aspekt des Verfalls, wenn wir uns zum gleichgültigen Zuschauer der Geschichte machen, und unter dem Aspekt des Aufbruchs, wenn wir uns den Wandel der Geschichte zur Aufgabe machen. Lassen wir freilich den vorher beschriebenen Wandel seinen Verlauf nehmen, ohne ihn uns zum Problem zu machen, so sind die Schatten des Verfalls keinesfalls zu dunkel gezeichnet. Im Problemfeld der jugendlichen Reife jedenfalls bildet sich der Wandel der Vaterposition eindeutig als pathologischer Zug ab.

### *I. Wie sieht der Wandel aus?*

1. Der Vater verläßt, wenn er „zur Arbeit“ geht, das heimische Revier. Er geht von Hause fort, fort aus dem Lebensbereich der Familie, er geht zur Fabrik, in den Betrieb, ins Geschäft, ins Institut. Was er beruflich ist und tut, ist und tut er außer Haus. Sein Tagewerk tut er außerhalb der Familie. Was Väter beruflich tun, davon können seine Kinder keine Anschauung haben. Zu Hause und in der Familie ist dann der Vater ein Mann, der seine Arbeitskraft verkauft hat, eine Feierabendgestalt.

2. Nicht nur dem Erleben der Kinder geht die Möglichkeit verloren, den Vater als Berufsmenschen zu erleben. Auch die Väter selbst haben ihre Rollen im Wirtschaftsleben verloren: Väter gehen arbeiten, müssen Geld verdienen. Er hat seine Gestalterrolle im Wirtschaftsleben eingebüßt, ist Roboter geworden, einer von den vielen, die mit nichts mehr imponieren können, weil sie für ihren Job selbst nichts als auswechselbare Funktionen sind. Die kulturelle Gestaltung in der Berufsarbeit ist nivelliert zur Vorsorge für Vitalbedürfnisse.

Damit ergeben sich zwei neue Situationen:

- a) Was der Vater öffentlich ist, hört auf, Ideal sein zu können.
- b) Das eigentliche Leben des Vaters läuft außer Haus ab, das Elternhaus der Kinder wird vaterlos.

Das Ergebnis: Die Anonymisierung des Vaters beraubt die Jugend des Vorbildes der gesellschaftlichen Rolle des Vaters, sie beraubt dadurch die Jugend der Orientierung für die Aufgabe der Daseinsbewältigung in der öffentlichen Welt. Kurz: Die Vaterlosigkeit des Heimes öffnet zwischen der Welt des Heims und der Welt des öffentlichen Lebens eine unüberschreitbare Kluft.

In der Folge dieser Entwicklung kam es auch zu jener fatalen Rollenteilung in der Familie, der gemäß die Kindererziehung Sache der Mütter und die materielle Versorgung Sache der Väter ist, die nun Männer ohne Paternität sind.

Was ist also der Mann in der Familie noch? – Ein sexuell liiertes Geschlechtswesen, das ohne Paternität für die Kinder nur deren physischer Erzeuger ist. In der Wirtschaft ist er verfügbarer Produktionsfaktor und Geschäftsbeteiligter, in der Familie ist er in Kost und Logis. Die Familie ist eine entvaterter, mutterzentralisierte Familie, die sich einen Erzeuger und Versorger hält.

### *II. Wie wirkt sich dieser Wandel auf die Jugend aus?*

Gehen wir von der Erfahrung mit den Jugendlichen aus, die als in ihrem Werden Ge-

störte oder Scheiternde am Jugendamt in Erscheinung treten, so zeigt sich als Hauptstörungsherd die Mangelkrankheit: „Es gibt keine Väter mehr.“

Dazu zunächst nur einige illustrierende Hinweise.

1. Häufig war der Ausfall des Vaters Kriegsfolge. Das Fehlen des Vaters hatte in vielen Fällen ein progressives Matriarchat in der Familie und Kindererziehung zur Folge, aber ein Matriarchat unter negativem Vorzeichen, eine Mutterherrschaft in der Erziehung, weil die Mütter den leergewordenen Platz des Vaters usurpieren oder usurpieren müssen. Auch die Abwesenheit (in der Erziehung) der anwesenden Väter zeitigt die gleiche Folge.

2. In seiner Abhandlung über die amerikanische Gesellschaft verweist Gorer auf den Zusammenhang zwischen einem solchen Matriarchat (im obigen Sinne) und der Häufigkeit neurotischer Fehlbildungen. Er meint, daß wegen dieses Matriarchats im patriarchalischen Vakuum in USA viel zu viele Psychiater viel zu gut leben, und daß die Entwicklung darauf hinauslief, daß vollzunehmende Amerikaner demnächst auf ihrer Visitenkarte nicht nur ihren Namen und Intelligenzquotienten verzeichnen, sondern auch „analysed by“. Statt „mein Vater“ wäre dann „mein Psychiater“ thematisiert.

Aber ziehen wir ohne detaillierte Kasuistik das Resumé der psychologischen Erfahrungen für die Beantwortung der Frage: Was fällt im jugendlichen Reifen aus, wenn der Vater ausfällt?

1. Es fällt aus die kulturell-soziale und moralische Orientierung der Jugendlichen in der Pubertät, d. h. in der Phase der Verwirklichung des personalen Selbst. Sie fällt also genau dort aus, wo die werdende Person in den Besitz ihrer personalen Autonomie kommen soll: Im Übergang aus der Welt des elterlichen Heims in die Welt der Existenz-erfüllung des reifenden Menschen. Statt vor den Übergang, gerät der Jugendliche in der Pubertät vor jene Kluft, deren Unüberschreitbarkeit ihn verführt zu dem Versuch, die personale Existenz sozusagen aus dem Nichts zu entwerfen.

2. Daher fällt aus: Die Zukunftsorientierung des persönlichen Werdens. In der „Kluft“ zwischen Heim und Welt schwebt das seiner bewußtwerdende Selbst in der Leere zwischen Vergangenheit und Zukunft und findet aus „der Zeit, die gewesen ist“, nicht hinüber in „die Zeit, die erst kommen wird“. Es fehlt der Vermittler unverlierbarer Vergangenheit, der Geschichtlichkeit der Tradition, jener historisch-geistigen Mitgift, welche Zukunft eröffnet und damit Quell der Hoffnung ist. Es fällt aus die spirituelle Vaterschaft, jene zeugende, wachsen machende, führende und steigernde Macht der Selbstauszeugung.

Das Heim ohne Vater informiert nicht über die Welt und über den Sinn des Daseins. Die „Kluft“, von der die Rede war, ist die Kluft des Traditionsverlustes und damit des Ausfalls der historischen Lokalisierung der persönlichen Existenz, des Verlustes der Geschichtlichkeit. Verlust der Geschichtlichkeit aber besagt, daß das Werden der Person an keiner Zeitstelle Fuß fassen kann. Die Folge ist notgedrungen: Auflösung der Per-

sönlichkeit zum Massenindividuum. Sozialpsychologisch heißt diese Folge: Auflösung der Gemeinschaft in eine Faktorenmasse.

#### *Die Bedeutung des Vaters für die Gemeinschaft*

Unsere Analyse ist — darauf muß hingewiesen werden — thematisch eingengt. Persönliche Reifung und Gemeinschaft werden auf das Vaterproblem hin thematisiert. Das schließt die Bedeutung z. B. des Mutterproblems, des Partnerproblems usw. nicht aus. Nur soll in dieser Analyse ein bisher zu oft übersehenes Thema zum Gegenstand werden. Wir sagten: Der Ausfall des Vaters, m. a. W. der Verlust der Paternität, hat die Auflösung des Familienmodells der Gemeinschaft zur Folge.

Zwar kann die Mutter jene primäre räumliche Zentralisierung bilden, mittels derer das Kind in die Welt *hinein*findet, mittels derer es sein Dasein im Daheimsein findet. Aber es findet — ohne die Schlüsselgestalt des Vaters — aus diesem Heim nicht *heraus* in die geschichtliche Existenz der kulturellen Verwandlung der Welt und der Ausführung des Auftrags „Macht euch die Erde untertan.“ Das „in die Welt hereinflinden“ obliegt der Vermittlung der Mutter; das „aus dem Heim herausfinden“ ist Sache der Vermittlung durch den Vater.

Der Vater ist das Zentrum der Familie als der Keimzelle der geschichtlichen Menschwerdung des Kindes. Daher ist die von Mutter und Vater getragene und geformte Gemeinschaft das Maß für das soziologische Urmodell der menschlich strukturierten Gruppe. Die soziale Urverfassung der Menschengemeinschaft ist begründet von der wachstumshlegenden Liebe und von der wachstumsgestaltenden Liebe, von Mütterlichkeit und Väterlichkeit.

Der Weg zur vaterlosen Gesellschaft ist ein Weg zur familienlosen Gesellschaft, zur Masse depersonalisierter Individuen.

Dagegen konstituieren Väterlichkeit und (die auf diese bezogene) Mütterlichkeit — als Urmodell verwirklichter Liebe — die Gemeinschaft als Struktur Ganzheit eines hierarchischen Rollengefüges. Die Auszeugung des personalen Mann-seins ist die Verwirklichung von Väterlichkeit. Väterlichkeit als personales und historisches Prinzip ist das Gegenprinzip gegen den nihilistischen, entpersönlichenden Sog des Konformismus der Masse in der Sozialgeschichte der Menschheit. Die Transformation der männlichen Potenz der Zeugung in die väterliche Potenz der Erziehung ist die Entfaltung der zeugungsmächtigen Vaterliebe zur Orientierungshilfe der persönlichen Selbstverwirklichung in der Jugend.

Wer also in der kulturellen Weltgestaltung der Geschichte, in der Selbstverwirklichung des Menschen in der Kult- und Kulturgemeinschaft das Vaterprinzip leugnet oder ausklammert, der klammert eo ipso das Prinzip der Personalität des Menschen als eines historischen Individuums aus. Der Weg zur vaterlosen Gesellschaft führt zur Vernichtung der Personalität, d. h. zum Untergang des eigentlich Menschlichen im Menschen in der Geschichte der Menschheit. Mit der spirituellen Vaterschaft entfällt die Koinzidenz

von Tradition und Zukunftsgestaltung (= personales Werden) in der Existenz der Person.

Nicht die männliche sexuelle Betätigung macht aus dem Mann einen Vater. Sexualität im engeren Sinne läßt sich einsetzen oder umsetzen. Der Mann *kann*, aber er muß nicht physisch zeugen. Wohl aber *muß* er — will er persönlich reif werden — seine personale Geschlechtsrolle, d. h. seine potentielle Väterlichkeit, verwirklichen. Die ganze Geschlechtsnatur ist im Grunde Liebespotenz, eine Potenz, die uns sozusagen darauf festlegt „Es muß geliebt werden“. Die personale Natur des Mannes verweist seine Liebespotenz auf die Liebesverwirklichung in der Persönlichkeitsprägung im Rahmen der Lebensgeschichte derer, denen er Vater wird.

Für den Mann ist also Väterlichkeit die ausgezeugte Gestalt seiner lebensgeschichtlichen Liebesmacht, in der er sich selbst zur Gemeinschaft hin transzendiert. Liebe ist die einzige echte, soziale Bindungsmacht; Väterlichkeit ist verwirklichte Mannesliebe. Wo immer in der Sozialgeschichte die Bindungsmacht der Vaterliebe verlorenging, trat an die Stelle der Liebe die Gewalt und anstelle der orientierenden Traditionsordnung der Zwang.

Wenn nun unsere Jugend uns im Scheitern ihres jugendlichen Werdens die Ursachen unserer Zeitkrankheit offenbart, den Verlust der Paternität nämlich, so stellt sie uns in die Entscheidung, unsere Geschichte einfach geschehen zu lassen — zur vaterlosen Gesellschaft hin — oder gestaltend uns ihrer zu bemächtigen. Die Bedingung der Möglichkeit der *persönlichen* Machtergreifung über die Geschichte heißt: *Auszeugung der Paternität*. Karikaturistisch ausgedrückt sagt uns die psychische Gefährdung der Gegenwartsjugend: Nur Väter sind Männer.

Die gelieferte Analyse war skizzenhaft; oft wurde nur angedeutet, was mit erdrückender kasuistischer Erfahrung belegt werden könnte. Nur angedeutet wurde auch die Bedeutung von Tradition und Traditionsverlust, der spirituellen Vaterschaft im Hinblick auf die institutionelle Orientierung der Jugend. Schließlich bleibt es die Aufgabe der weiterführenden Analyse, die Beziehung zwischen Väterlichkeit und Mütterlichkeit eingehend zu klären.

Ich komme nun zur abschließenden Folgerung: Wenn Sie sich nun gestaltend dem nihilistischen Sog der Auflösung der menschlichen Personalität und damit der Auflösung der Menschheit entgegenstellen wollen, dann dürfen Sie sich in der Bewertung der Bedeutung des Vaterprinzips nicht irremachen lassen. Diese Konzeption von Josef Kentenich bedarf keiner Rechtfertigung; die Ereignisse und die Sachverhalte haben ihn längst gerechtfertigt.

Wenn Sie auf dies Prinzip verzichten wollten, müßten Sie es in Kauf nehmen, unausweichlich auch darauf zu verzichten, als Erziehungsbewegung überhaupt Einfluß auf den Verlauf unserer Geschichte zu nehmen. Erwecken Sie aber allenthalben Väterlichkeit in der Weltkirche, dann erwecken Sie Gottesebenbildlichkeit und die Kraft der *Geschichtsbewältigung* gegen den *Geschichtsverfall* des christlichen Menschen.

# Die Kirche als »Familia Dei«

Von August Ziegler

Schon heute betrachten namhafte Historiker das II. Vatikanische Konzil als das wichtigste Ereignis des 20. Jahrhunderts. Manche gehen noch weiter und sagen, mit ihm habe eine Zeitepoche von 1500 Jahren ihren Abschluß gefunden, und es seien Entscheidungen gefallen, die nicht nur für die nächsten Jahrzehnte, sondern für Jahrhunderte die weitere Entwicklung der Kirche bestimmen würden. Worin liegt die säkulare Bedeutung des Konzils?

## *Ein neues Kirchenbild*

P. Kentenich legte in einem seiner geschichtlichen Durchblicke dar: eine neue Zeitepoche beginne immer dann, wenn ein neues Menschen- und Gemeinschaftsbild auftauche, das die Geister gefangennehme und zur Neugestaltung des Lebens und der Welt führe.

Die Konzilsväter haben uns, unter der Erleuchtung und Führung des Heiligen Geistes, ein neues Bild der Kirche gezeichnet. Darin liegt wohl das wichtigste Ergebnis und Ereignis des Konzils: Eine neue Schau der Kirche ist vor unsern Augen entstanden. Die Konzilsväter haben sie uns vor allem in der dogmatischen Konstitution über die Kirche mit klaren Strichen umrissen. Es ist ein begeisterndes, hinreißendes Bild der Kirche, das sie uns gezeichnet haben, das es in Zukunft zu verwirklichen gilt. Es handelt sich selbstverständlich nicht um ein total neues Kirchenbild. Was die Kirche ist und was sie werden soll, hat Gott seit Ewigkeit festgelegt und in der Offenbarung niedergelegt. Aber wie alle Geheimnisse Gottes, so kann auch das Geheimnis der Kirche von den Hirten und vom gläubigen Volk immer klarer erkannt und tiefer erfaßt werden. Es vollzieht sich ein ähnlicher Prozeß wie bei der Entwicklung eines Filmes. Das Bild, das herauskommt, ist von Anfang an im Film enthalten. Aber am Anfang weiß man noch nicht, wie die Aufnahme aussehen wird. Erst allmählich, mit Hilfe verschiedener Bäder und Belichtungen kommt das Bild immer klarer zum Vorschein. Ähnlich geht es bei der „Entwicklung“ der Glaubenswahrheiten: die „Bilder“ von Gott, von Christus, von Maria, von der Kirche, vom Menschen, die von Anfang an im „Film“ der Heiligen Schrift enthalten waren, werden im Laufe der Jahrhunderte immer klarer herausentwickelt. Was im Film enthalten ist, tritt immer deutlicher und schöner zutage. Auf dem II. Vatikani-

schen Konzil ist sozusagen der „Film“, der die Idee Gottes von der Kirche enthält, ein großes Stück weiterentwickelt worden. Dadurch sind im Bild von der Kirche neue Züge sichtbar geworden, die man bisher noch nicht oder nicht genügend beachtet hatte, und die uns das Geheimnis der Kirche tiefer und herrlicher erkennen lassen, als es bisher möglich war. Wir sind in dieser Hinsicht eine besonders begnadete Generation, weil Gott in unsern Tagen – durch das II. Vatikanische Konzil – das Geheimnis der Kirche in größerem Ausmaß enthüllt hat, als frühere Generationen es kannten.

#### *Sein Hauptmerkmal: Die Kirche als Gemeinschaft*

Wie läßt sich das neue Bild der Kirche, das uns vom Konzil gezeichnet wurde, kurz charakterisieren? Welches ist das Hauptmerkmal dieses neuen Kirchenbildes? Wir finden einen Hinweis darauf, wenn wir uns fragen: Welches Merkmal hat das Konzil selber an die erste Stelle gesetzt, als es daranging, das Geheimnis der Kirche neu zu umschreiben? Um die Antwort zu finden, brauchen wir nur die dogmatische Konstitution von der Kirche zu studieren. Ohne Zweifel ist es der Gemeinschaftsgedanke, der an erster Stelle das neue Bild der Kirche prägt und bestimmt. Die Kirche wird als eine große übernatürliche Gemeinschaft hingestellt, als Volk Gottes, dessen Glieder alle Kinder des himmlischen Vaters und deshalb Brüder sind untereinander. Man hat auch gesagt, der Gedanke der Brüderlichkeit sei der Zentralgedanke des neuen Kirchenbildes. Von ihm sei sowohl das neue Verhältnis der Glieder zueinander wie ihr Verhältnis zu den Menschen außerhalb der Kirche gekennzeichnet.

Was diese neue Betonung des Gemeinschaftsgedankens bedeutet, erschließt sich uns, wenn wir uns daran erinnern, daß die vergangenen Jahrhunderte von den Historikern als „Zeitalter des Individualismus“ bezeichnet werden, in dem der Gemeinschaftsgedanke nicht nur im weltlichen, sondern auch im kirchlichen Raum stark in den Hintergrund gedrängt war. Wie sehr das individualistische Denken auch die Glieder der Kirche erfaßt hatte, zeigt sich allein schon darin, daß das heilige Meßopfer, das doch seiner Natur nach ein Gemeinschaftsgottesdienst ist, von den Priestern wie von den Laien meistens als „Privatgottesdienst“ gefeiert wurde.

Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich hier langsam ein grundlegender Wandel vollzogen, eine Umorientierung vom individualistischen zum Gemeinschaftsdenken. Prof. Goldbrunner hat diesen Wandel in der Schau der Kirche in einer Studie über das „religiöse Erleben in unserer Zeit“ sehr gut charakterisiert: „Nicht nur mein einzelner religiöser Heilsweg ist wichtig. Ich befinde mich auf einem Schiff, dem Schiff der Menschheit, und die Passagiere schauen voll Hoffnung auf den Horizont, dem das Schiff zustrebt. Das heißt, theologisch formuliert: mein individueller Heilsweg ist inbegriffen in dem Heilsweg der Menschheit, den die Theologie Heilsgeschichte nennt. Der einzelne ist einem umfassenden religiösen Zusammenhang eingegliedert, so wie ein Passagier auf einem Schiff zwar auch sein Einzelleben führt, aber immer bezogen auf die Fahrt des Schiffes. Die Heilsgeschichte, heute großes Thema der Theologie, ist die große Bewegung, in die das persönliche Streben eingeschlossen ist. Das bedeutet eine Veränderung

der religiösen Struktur im Erleben des heutigen Menschen, eine Ausweitung und eine Vertiefung, eine größere Belastung, aber auch eine Sinnerhellung, wogegen die menschliche Psyche reagieren kann mit Abwehr, weil große religiöse Zusammenhänge beunruhigen, aber auch mit dem Gegenteil, nämlich der Dankbarkeit für die religiöse Bejahung des modernen globalen Weltgefühls.

Die Akzentverschiebung vom individuellen Heilsweg zur kollektiven Heilsgeschichte ist wie das Ziehen eines zusätzlichen neuen Registers auf der Orgel. Nicht mehr das Individuelle bekommt den Hauptton, sondern das Gemeinsame<sup>1</sup>.

Diese Verlagerung des Akzents vom einzelnen auf die Gemeinschaft ist auf dem Konzil klar und eindeutig für die ganze Kirche vollzogen worden. Bezeichnend dafür ist die Einleitung zum 2. Kapitel in der dogmatischen Konstitution über die Kirche, wo von der Kirche als „Volk Gottes“ gesprochen wird. „Gott hat es aber gefallen, die Menschen nicht einzeln, unabhängig von aller wechselseitigen Verbindung zu heiligen und zu retten, sondern sie zu einem Volk zu machen, das ihn in Wahrheit anerkennen und ihm in Heiligkeit dienen soll“<sup>1a</sup>.

Die Neuordnung der Liturgie, wie sie vom Konzil beschlossen wurde, ist der sichtbarste Ausdruck dieses neuen Gemeinschaftsdenkens in der Kirche. Die Feier der hl. Messe ist aus einer Privatandacht wieder zu einem Gemeinschaftsgottesdienst geworden.

#### *Bedeutung für die Zukunft der Welt*

Diese neue Schau der Kirche kommt zur rechten Stunde. Denn wir leben in einer Weltstunde, in der die Menschen und Völker immer näher zusammenrücken, immer mehr voneinander abhängig und aufeinander angewiesen werden. Dieses äußere Einandernäher-Kommen und Aufeinander-angewiesen-Sein verlangt ein tieferes inneres Verbundensein der Menschen und Völker. Teilhard de Chardin betrachtet unser Zeitalter als einen Wendepunkt in der ganzen Menschheitsentwicklung. Er sieht die Wende im Übergang von einer fortschreitenden Zersplitterung und Aufspaltung der Menschen und Völker in den vergangenen Jahrtausenden in ein Zusammenstreben und Einswerden in den kommenden Jahrtausenden. Viele moderne Soziologen und Historiker teilen diese Auffassung. Der bekannte englische Historiker Arnold J. Toynbee sieht für die Zukunft eine einheitliche Weltkultur voraus, „die sich in einer einzigen, weltumspannenden und bleibenden Vertreterin in Gestalt der christlichen Kirche verkörpert“<sup>2</sup>.

Das Einswerden der Menschen und die harmonische Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen wird das Hauptproblem der kommenden Jahrhunderte sein. Es wird nur durch den Aufbau echter Gemeinschaftsgebilde gelöst werden können, auf der Grundlage des einen Glaubens, der einen Liebe, der einen Gnade Christi. Die große

<sup>1</sup> Josef Goldbrunner, Religiöses Erleben in unserer Zeit. In: *Anima*, Heft 3 (1963) S. 247.

<sup>1a</sup> Zweites Vatikanisches Konzil, Konstitution und Dekrete der dritten Session. Freiburg, Basel, Rom, Wien 1965, S. 21.

<sup>2</sup> Arnold J. Toynbee, *Kultur am Scheideweg* (Ullstein-Bücher Nr. 200), Berlin 1958, S. 170.

Aufgabe der Kirche in den kommenden Jahrhunderten wird darin bestehen, die natürlichen und übernatürlichen Grundlagen zu schaffen, auf der ein harmonisches Zusammenwirken und Zusammenleben der Menschen und Völker möglich ist.

Die Kirche hat von ihrem Herrn den Auftrag bekommen, alle Menschen und alle Völker in seinem Namen zu einen. Dieser Auftrag hat in der gegenwärtigen Weltstunde – auch nach der Auffassung der Konzilsväter – eine besondere Dringlichkeit erhalten: „Die gegenwärtigen Zeitverhältnisse geben dieser Aufgabe der Kirche eine besondere Dringlichkeit, geht es doch darum, daß alle Menschen, die heute durch vielfältige soziale, technische und kulturelle Bande einander immer enger verbunden werden, auch ihre volle Einheit in Christus erlangen“<sup>3</sup>.

Die Völker sind auf die Kirche angewiesen, um das Ideal einer in Freiheit geeinten Menschheit verwirklichen zu können. Damit die Kirche aber ihre Mission unter den Völkern der Erde erfüllen kann, muß sie zuerst selber eine möglichst ideale, vollkommene Gemeinschaft werden. Nur wenn sie den Geist der Einheit, der Gemeinschaft, der Liebe in möglichst hohem Maß in sich trägt, vermag sie ihn auszustrahlen in die Welt. Darum lautet die entscheidende Frage für die kommenden Jahrhunderte: Wie wird die Kirche selber zu einer vorbildhaften Gemeinschaft gläubiger Menschen und Völker, ein idealer Gottesstaat, eine Stadt auf dem Berge, zu der die Völker voll Bewunderung und Vertrauen aufschauen und sich auf den Weg machen, in der sie sich wohl fühlen und für immer wohnen wollen?

Hier kommen wir zum Beitrag, den Schönstatt leisten kann, um der Kirche zu helfen, das neu geschauten Ideal zu verwirklichen. Worin besteht dieser Beitrag? Auf einen Satz gebracht könnte man sagen: Schönstatt versucht auf originelle Weise und mit originellen Kräften das neue Bild der Kirche in möglichst hoher Form zu verwirklichen.

Der erste Beitrag besteht darin, daß Schönstatt in den eigenen Reihen das Ideal einer möglichst vollkommenen Gemeinschaft zu verwirklichen strebt. P. Kentenich hat von Anfang an „die vollkommene Gemeinschaft, bestehend aus vollkommenen Persönlichkeiten, beide getragen von der Grundkraft der Liebe“ als Ideal der ganzen Bewegung ausgerufen. Damit hat er sie für alle Zeiten zum Streben nach der Höchstform der Gemeinschaft verpflichtet. Er hat ihr die höchsten Vorbilder der Gemeinschaft als Norm und Maß vor Augen gestellt: die heiligste Dreifaltigkeit, die heilige Familie von Nazareth und die Gemeinschaft der Heiligen im Himmel.

#### *Das Ideal Schönstatts: Familienhafte Gemeinschaft*

Die höchste menschliche Gemeinschaftsform sieht Schönstatt verwirklicht in einer idealen Familie. In ihr finden wir verschiedengeartete Persönlichkeiten, verbunden zu innigster Gemeinschaft, beseelt von herzlicher Liebe. Wo eine hochstehende Gemeinschaft werden soll, muß sie einen familienhaften Charakter bekommen. Darum will die Bewegung selber in hervorragender Weise eine familienhafte Gemeinschaft sein, und sie möchte

<sup>3</sup> Konstitution und Dekrete der dritten Session, S. 9.

mithelfen, daß die ganze Kirche und mit ihr die ganze Menschheit eine familienhafte Völkergemeinschaft werde. Das Bild von der Familie ist ohne Zweifel das aussagenreichste Bild für eine ideale Gemeinschaft. Es scheint uns auch für das, was die Kirche ist und sein soll, noch aussagereicher zu sein als das Bild vom Volk Gottes.

### *Die Kirche als familia Dei*

Im Bild von der „familia Dei“ kommen typische Strukturlinien der Kirche zum Vorschein, die im Bild vom Volk Gottes nicht oder nicht so ausgeprägt enthalten sind. Das gilt sowohl für die vertikale Strukturlinie – unter ihr verstehen wir das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen – wie für die horizontale Strukturlinie – für das Verhältnis der gleichgestellten Glieder zueinander. Die Art, wie diese beiden Grundverhältnisse gestaltet sind, geben einer jeden Gemeinschaft das Gepräge. In einer Familie haben diese beiden Grundverhältnisse ein ganz bestimmtes, einzigartiges Gepräge. Die typischen Merkmale, die zum Gemeinschaftscharakter der katholischen Kirche gehören, finden sich im Bild von der Familie weit zahlreicher und klarer wieder als im Bild vom Volk, sei es im Verhältnis der Glieder zueinander, sei es im Verhältnis der Glieder zur Autorität.

Wo es um das Verhältnis der Glieder zueinander geht, liegt auf der Hand, daß dieses unter den Gliedern einer Familie viel enger und herzlicher ist, als unter den Gliedern eines Volkes. Die Glieder einer Familie sind blutsverwandt. Sie sind in Wahrheit Brüder und Schwestern. Auch die Glieder der Kirche sind alle durch ein inneres Band miteinander verbunden, nicht durch das natürliche Band des Blutes, aber durch das übernatürliche Band des gleichen Gnadenlebens, das alle durchströmt. Die gleiche Gnade zu besitzen ist ein stärkeres Band der Einheit, als das gleiche Blut zu besitzen. In einem tieferen und realeren Sinn als in einer natürlichen Familie sind die Glieder der übernatürlichen Gemeinschaft der Kirche einander Brüder und Schwestern.

Diesem innern Verwandt- und Verbundensein durch die Gnade soll das Verhalten entsprechen, das die Glieder der Kirche einander gegenüber einnehmen und zeigen. Weil alle eins sind durch die Gnade, weil alle durch sie Kinder Gottes und einander Brüder und Schwestern sind, sollen alle einander herzlich lieben. Die Liebe zueinander hat Christus als erstes Kennzeichen der Glieder seiner Kirche gefordert. „Daran soll man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr einander liebt.“ Wir haben damit wieder ein Merkmal der Kirche vor uns, das weit mehr der Gemeinschaft einer Familie als eines Volkes zu eigen ist. Das Zusammenleben eines Volkes ruht an erster Stelle auf der Gerechtigkeit, das Zusammenleben einer Familie auf der Liebe. Die Kirche ist darum auch unter diesem Gesichtspunkt – im Hinblick auf die Grundhaltung, die das Zusammenleben der Glieder bestimmt, besser einer Familie zu vergleichen als einem Volk. „Familie Gottes“ sagt im Hinblick auf die Beziehungen der Glieder zueinander mehr darüber aus, was die Kirche sein soll, als „Volk Gottes“.

Auch im Verhältnis von Autorität und Untergebenen stellt die Familie im Vergleich zum Volk eine höhere und vollkommener Form der Gemeinschaft dar. In der Familie stellt

zunächst die Person des Vaters die Autorität, den Stellvertreter Gottes dar, nicht ein König, ein Präsident oder ein Regierungskollegium, wie es bei einem Volk der Fall ist. Eine Gemeinschaft bekommt aber eine andere Struktur, je nachdem ein Vater, ein Präsident, oder gar ein Diktator an ihrer Spitze steht. Die Familie ist eine Gemeinschaft, die immer eine paternale Struktur hat. An ihrer Spitze steht eine Vatergestalt, eine Person, die in väterlicher Liebe für die Anvertrauten besorgt ist. Auch die Kirche weist eine paternale Struktur auf, indem ihre höchste Autorität, sei es im Himmel, sei es auf Erden, eine Vatergestalt ist: Gott-Vater im Himmel und der „Heilige Vater“, der Papst, auf Erden. Das Bild von der Familie bringt deshalb auch unter diesem Gesichtspunkt die Gemeinschaftsstruktur der Kirche besser zum Ausdruck als das Bild vom Volk.

Noch unter einem andern Gesichtspunkt weist das Bild von der Familie gegenüber jenem vom Volk einen großen Vorteil auf. Für eine Familie ist nicht nur typisch, daß sie einen Vater als Oberhaupt hat; zum Vater und zu den Kindern gehört immer auch die Mutter. Der Gemeinschaft der Kirche hat Gott eine Mutter gegeben. Die Mutter Christi, des „Erstgeborenen unter vielen Brüdern“, ist auch die Mutter aller Brüder und Schwestern Christi. Die Kirche selber hat ihr den Titel „Mutter der Gläubigen“, „Mutter der Christen“ gegeben. Und wenn Papst Paul VI. sich in so entschiedener Weise dafür eingesetzt hat, daß Maria als „Mutter der Kirche“ anerkannt und verehrt wird, so ist das sicher nicht aus persönlicher Liebhaberei oder Rechthaberei heraus geschehen, sondern es ging ihm wohl darum, den Familiencharakter der Kirche herauszustellen und zu sichern.

Hierin liegt gerade eine Eigentümlichkeit der katholischen Kirche, daß sie eine Gemeinschaft ist, die eine Mutter hat. Auch diese Tatsache gibt ihr einen familienhaften Charakter. Eine Gemeinschaft bekommt eine andere Struktur, wenn nebst dem Vater, dem Haupt, auch eine Mutter, ein Herz, da ist, das alle eint und belebt. Wenn in einer Familie nebst dem Vater auch die Mutter da ist, wenn auch sie von allen geschätzt und geliebt und verehrt wird, da fühlen sich die Geschwister viel enger miteinander verbunden als ohne Mutter. Wo Menschen den gleichen Vater und die gleiche Mutter verehren, da wächst wahre Geschwisterliebe, da findet sich wahre Brüderlichkeit. Wenn heute soviel von „Brüderlichkeit“ als einem hervorragenden Kennzeichen der Kirche geredet wird, darf man nicht vergessen, daß diese um so mehr geweckt und gefördert wird, ja von selbst erblüht, wenn alle den gleichen Vater verehren und an der gleichen Mutter hängen.

Die vertikale Struktur einer Gemeinschaft wird indes nicht nur von den Personen bestimmt, welche die Autorität verkörpern und von ihrem Verhältnis zu den Untergebenen, sondern ebenso vom Verhältnis der Untergebenen zur Autorität. In einer Familie ist das Grundverhältnis von unten nach oben das des Kindes zu Vater und Mutter. Es ist — wenigstens in einer gesunden Familie — ein Vertrauensverhältnis, ein Verhältnis, das von Ehrfurcht und Liebe, an erster Stelle von Liebe, getragen ist.

Das Verhältnis der Untergebenen zur Autorität, die ein Volk regiert, ist ein anderes, mehr distanzierteres, in dem mehr die Ehrfurcht oder gar Furcht vorherrscht als die Liebe. In der Kirche aber soll das Verhältnis der „Untergebenen“ zur „Autorität“ — zum Vater im Himmel wie zu seinem Stellvertreter auf Erden — ein kindliches Vertrauensverhältnis sein. Die Kirche lehrt uns, sowohl den Träger der himmlischen wie der irdischen Führungsmacht ehrfürchtig vertrauend als „Heiliger Vater“ anzureden.

So ist in verschiedener Hinsicht bedeutend mehr ausgesagt, wenn wir die Kirche als familia Dei betrachten, als wenn wir sie als Volk Gottes bezeichnen. Und wenn Schönstatt die Kirche im kleinen wie im großen als Familie auffaßt und zu gestalten sucht, erstrebt sie damit ein sehr hohes und dem Wesen der Kirche vollkommen entsprechendes Ideal.

### *Grundlagen dieser Schau*

Diese Schau der Kirche als familia Dei ist übrigens keineswegs eine Besonderheit der Schönstattbewegung. Es handelt sich hier um ein Bild, um ein Ideal der Kirche, das, wie jenes vom Volk Gottes und vom Mystischen Leib, schon in der Heiligen Schrift enthalten, alle Jahrhunderte hindurch von der Kirche festgehalten und nunmehr vom II. Vatikanischen Konzil aufgegriffen wurde.

Wolfgang Trilling hat vor etlichen Jahren eine eigene Studie über das Kirchenbild, das im Matthäus-Evangelium, besonders im Kapitel 18, gezeichnet ist, veröffentlicht<sup>4</sup>. Er kommt zum Ergebnis: „Sohnschaft, Jüngerschaft, Bruderschaft, das sind drei Wesenszüge, die die Kirche nach Mt 18 formieren. Gott, der Vater im Himmel — Jesus, die Erscheinung Gottes — der Bruder neben mir: das ergibt das Ordnungsbild, das hinter den Weisungen der ganzen Rede steht . . .“<sup>5</sup>.

„Das Bild aus dem familiären Lebensraum wird verwendet, um etwas Neues und Eigentümliches zu bezeichnen . . . Alle drei Wesenszüge ergeben ein reiches, inneres Bild vom Wesen der Kirche und enthüllen ihr Selbstverständnis. Doch sind die Ausdrücke, mit denen das Bild der Kirche in dieser Weise sichtbar gemacht werden kann, recht bedeutsam. Es sind Begriffe aus dem Leben der zwischenmenschlichen Beziehungen, vor allem dem Leben der Familie. Der *familienhafte Charakter* dieses Kirchenbildes dürfte sein eigentümliches Merkmal sein. Schon im Alten Testament gibt es diese Anschauung, daß das Volk Israel sich als familia Dei, als Gottesfamilie versteht. In einer ungleich tieferen Weise ist dies im Neuen Bund der Fall“<sup>6</sup>.

„Die *familia Dei* die sich Gott als Hausvater beruft, die er besorgt und zum Ende mit Lohn begnadet, das ist die *Familie Christi*, die er sich erbaut und mit seiner Gegenwart durchwaltet, und es ist die *Familie der Brüder*, die mit dem Wort der Lehre genährt, von gegenseitiger Sorge erfüllt und vom wachsamem Hausvater geleitet werden soll“<sup>7</sup>.

<sup>4</sup> Wolfgang Trilling, Hausordnung Gottes. Eine Auslegung von Matthäus 18 (Die Welt der Bibel Nr. 10). Düsseldorf 1960.

<sup>5</sup> a. a. O., S. 95.

<sup>6</sup> a. a. O., S. 96.

<sup>7</sup> a. a. O., S. 97.

Auch die Liturgie sieht die Kirche mit Vorliebe als familia Dei. Gott als Vater, der Mensch als Kind Gottes, die Menschen untereinander als Brüder, das sind die Grundgedanken, die Grundverhältnisse, die sich durch alle Gebete und Handlungen der Kirche hindurchziehen. Selbst der Ausdruck „familia Dei“, „familia tua“ kommt in der Liturgie oft vor. Die Schau der Kirche als familia Dei ist also nicht nur biblisch, sondern auch liturgisch.

Sie findet sich auch in den Texten des Konzils, wie die dogmatische Konstitution über die Kirche es mehrfach beweist. Man muß nur einmal nachprüfen, wie sehr überall, wo vom Verhältnis der Glieder untereinander und vom Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen die Rede ist, alles auf die drei „familiären“ Grundbeziehungen Vaterschaft, Kindschaft, Bruderschaft zurückgeführt wird. Immer wieder werden diese drei Grundhaltungen als wesentlich und typisch gefordert: die Vätergesinnung von Seiten der kirchlichen Vorgesetzten, die Kindes- (Sohnes-) Gesinnung von Seiten der Glieder gegenüber der himmlischen wie der irdischen Autorität, die Brüdergesinnung aller den anderen Gliedern der Kirche, auch den Andersgläubigen gegenüber. An einzelnen Stellen wird auch direkt der Ausdruck „familia Dei“ gebraucht. So heißt es gleich im 1. Kapitel der Konstitutio: „Die Kirche ist das Haus Gottes, darin die Familie Gottes wohnt“<sup>8</sup>.

„Alle, die Kinder Gottes sind, bilden eine Familie in Christus“<sup>9</sup>. In besonderer Weise schärft das Konzil den Vorgesetzten der Kirche, den Bischöfen und Priestern ein, sie sollen sich als Väter einer heiligen Gottesfamilie betrachten und benehmen: „Der Bischof, der vom Hausvater gesandt ist, seine Familie zu lenken, soll sich das Beispiel des guten Hirten vor Augen halten, der nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben für die Schafe hinzugeben“<sup>10</sup>.

„Die Priester sammeln die Familie Gottes als von einem Geist durchdrungene Gemeinde von Brüdern und führen sie durch Christus im Geist zu Gott dem Vater.“ „Die Fürsorge für die Gläubigen sollen sie wie Väter in Christus wahrnehmen“<sup>11</sup>.

In dieses Bild von der familia Dei gehört nach den Aussagen des Konzils auch Maria als himmlische Mutter. „Die heilige Synode will mit Bedacht im Rahmen der Lehre von der Kirche sowohl die Aufgabe Mariens im Geheimnis des fleischgewordenen Wortes und seines Mystischen Leibes, wie auch die Pflichten der erlösten Menschen gegenüber der Gottesgebärerin, der Mutter Christi und der Mutter der Menschen, vor allem der Gläubigen, beleuchten“<sup>12</sup>. „Sie ist die Mutter der Glieder Christi... denn sie hat in Liebe mitgewirkt, daß die Gläubigen in der Kirche geboren würden, die dieses Hauptes Glieder sind.“

<sup>8</sup> Konstitution und Dekrete der dritten Session, S. 15.

<sup>9</sup> a. a. O., S. 101.

<sup>10</sup> a. a. O., S. 57.

<sup>11</sup> a. a. O., S. 61.

<sup>12</sup> a. a. O., S. 103.

„Die katholische Kirche verehrt sie, vom Heiligen Geiste belehrt, in kindlicher Liebe als geliebte Mutter“<sup>13</sup>. „Diese Mutterschaft Mariens in der Gnadenökonomie dauert unaufhörlich an, von der Zustimmung an, die sie bei der Verkündigung gläubig gab und unter dem Kreuz ohne Zögern festhielt, bis zur ewigen Vollendung aller Auserwählten“<sup>14</sup>.

So entspricht es durchaus dem vom Konzil entworfenen neuen Kirchenbild, wenn Schönstatt die Kirche als familia Dei sieht und zu verwirklichen sucht.

In dieser Schau müssen auch die oft als „Besonderheiten“ empfundenen „Hauptbindungen“ der Schönstattbewegung gesehen und gewertet werden: die Bindung an die Gottesmutter, an den Gründer der Bewegung und an das Heiligtum in Schönstatt. Vom neuen Kirchenbild der familia Dei her gesehen, sind diese drei Grundbeziehungen eigentlich selbstverständlich. Es geht hier um die drei wichtigsten familienbildenden Mächte, um die Mutter, um den Vater, um das Heim. Eine vollkommene Familie kann sich nur dort entwickeln, wo diese drei Grundgegebenheiten da sind und wirken können. Auch die Kirche besitzt sie und kann gerade darum eine vollkommene Familie werden. Auch sie verehrt nebst dem himmlischen Vater seinen Stellvertreter auf Erden. Auch sie verehrt die gemeinsame himmlische Mutter. Auch sie besitzt ein örtliches Zentrum für die ganze große Gottesfamilie: Rom, den Vatikan, die Peterskirche, gleichsam das „Vaterhaus“ der ganzen Gottesfamilie auf Erden. So verehrt auch die Schönstattfamilie nebst dem Vater im Himmel seinen priesterlichen Stellvertreter, den Gott ihr als Gründer geschenkt hat. Sie verehrt die gemeinsame Mutter aller. Sie besitzt im Heiligtum ein „Vaterhaus“, das Heim der Mutter, zu dem alle jederzeit Zutritt haben, in dem alle für immer Heimatrecht haben. Gerade weil die Schönstattbewegung diese familienbildenden Kräfte besitzt und pflegt, hat sie die Möglichkeit, innerhalb der Kirche eine familia Dei zu werden.

<sup>13</sup> a. a. O.

<sup>14</sup> a. a. O., S. 109.

## Vor 25 Jahren

Der Kampf der Gestapo gegen Schönstatt 1939 — 1941

Von Engelbert Monnerjahn

Am 20. September 1941 wurde der Gründer des Schönstattwerkes von der Geheimen Staatspolizei Koblenz verhaftet und zunächst vier Wochen lang — bemerkenswerterweise! — bis zum 18. Oktober, dem Gründungstag des Schönstattwerkes, im Kellerbunker des Koblenzer Gestapo-Hauptquartiers „Im Vogelsang“ in Dunkelhaft gehalten. Seit diesem Ereignis werden demnächst 25 Jahre vergangen sein. Das ist Grund genug, in jene Zeit zurückzuschauen und den Versuch zu machen, den Kampf, den die damaligen Machthaber in Deutschland vor allem durch die Geheime Staatspolizei — die gefürchtete, unrühmlich bekannte Gestapo — gegen das Schönstattwerk führten, in den Hauptzügen kurz darzustellen. Eine solche Darstellung über jene für das Werden des Schönstattwerkes eminent wichtigen Jahre und Begebenheiten — in ihrer Bedeutung nur den Gründungs- und Kriegsjahren 1914/18 zu vergleichen — dürfte besonders den jüngeren Mitgliedern der Schönstattfamilie von Nutzen sein, die jene Zeit und jene Ereignisse nicht mehr aus eigenem Erleben kennen. Zugleich kann damit ein kleiner Teilbeitrag zur Erhellung des Kampfes des damals in Deutschland herrschenden Systems gegen die katholische Kirche überhaupt geleistet werden.

Das Material der folgenden Darstellung ist in der Hauptsache den drei maschinengeschriebenen Bänden entnommen, in denen Pater Josef Maria Fischer, einer der engsten Gefährten Pater Kentenichs, Erinnerungen und Dokumente aus jener Zeit gesammelt hat.

### *Der erste Schlag*

Der Ort Schönstatt war in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg zu einem der am meisten beachteten und aufgesuchten Zentren katholisch-kirchlichen Lebens und die Apostolische Bewegung von Schönstatt eine der lebenskräftigsten Bewegungen innerhalb der katholischen Kirche in Deutschland geworden. Als Ausdruck der Vitalität und Bedeutung der Bewegung blickte seit 1928 die Fassade des Exerzitienhauses Schönstatt, das gleichzeitig Sitz der Zentrale der Bewegung war (in der Bewegung auch „Bundesheim“ genannt) über das Städtchen Vallendar und den breiten, ruhig fließenden Rhein hinweg. Mittelpunkt des Ortes Schönstatt wie auch der Gemeinschaft der Schönstatt-

bewegung war das Heiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter und Königin im Grunde des Schönstatt-Tales, nach jeder Richtung hin von religiösen Häusern umgeben: vom Studienheim Schönstatt im Süden, im Westen vom sogenannten Alten Haus, das von Marienschwestern bewohnt wurde, im Norden vom Exerzitienhaus und im Osten von der Wasserburg, die seit 1937 den Schönstattwallfahrern als Heim diente.

Aus diesem Ring der Häuser um das Heiligtum der Mater Ter Admirabilis wurde im Frühjahr 1939 das Studienheim herausgebrochen.

Die Schließung dieser Schule der norddeutschen Pallottiner-Provinz war bereits ein halbes Jahr vorher, im Herbst 1938, verfügt worden. Wie sehr die Gestapo schon früher ihre unheilvolle Aufmerksamkeit auf sie gerichtet hatte, zeigte sich unter anderem in der Pfingstwoche 1938, als eine Klasse des Studienheims auf dem Rückweg von einer Pfingstwanderung durch die Eifel an der Schiffbrücke in Koblenz von einer Gruppe Gestapo-Beamter umstellt und in das nicht weit davon gelegene Gestapo-Hauptquartier „Im Vogelsang“ getrieben wurde, wo die Schüler bis tief in die Nacht hinein festgehalten und untersucht wurden, während man ihren Klassenlehrer einem stundenlangen Einzelverhör unterwarf.

Die letzten Gymnasiasten verließen das Studienheim im März 1939. Wenn zunächst noch Hoffnung bestand, das Haus einem anderen religiösen Zweck zu erhalten, so wurde man bald, in der Karwoche des gleichen Jahres, als eine Kommission der Bezirksregierung Koblenz das Haus besichtigte, eines Besseren belehrt. Die Kommission fand das Haus für die Aufnahme einer nationalsozialistischen Lehrerbildungsanstalt sehr geeignet, berichtete entsprechend an die vorgesetzte Stelle in Berlin, die daraufhin die Anordnung traf, mit dem Eigentümer, der norddeutschen Pallottiner-Provinz, sofort einen Mietvertrag abzuschließen oder, nötigenfalls, ein Enteignungsverfahren durchzuführen. In dieser Zwangslage entschlossen sich die Pallottiner zu einer Vermietung, die auf den Tag genau am 25. Jahrestag der Gründung der Marianischen Kongregation des Studienheims, der Keimzelle des Schönstattwerkes, am 19. April 1939 vorgenommen wurde. Zum 1. Mai, dem sogenannten „Tag der nationalen Arbeit“, mußte das Haus übergeben werden. Der 30. April war somit der Tag des Auszugs. Es traf sich, daß auf diesen Tag gerade das Schutzfest des hl. Josef fiel. Den ganzen Tag über war in der Kapelle des Studienheims das Allerheiligste zur Anbetung ausgesetzt. Nach der feierlichen Schlußandacht wurde es in Prozession vom Gründer des Schönstattwerkes, Pater Kentenich, den Berg hinunter ins Gnadenheiligtum der MTA übertragen. 27 Jahre zuvor, am Schutzengelssonntag 1912, hatte Pater Michael Kolb, der damalige Provinzial der deutschen Pallottiner, das Allerheiligste aus der Kapelle des Alten Hauses in die Kapelle des neuerbauten Studienheimes hinaufgetragen.

Am 20. Mai zogen die ersten Schüler in die neu eingerichtete nationalsozialistische Lehrerbildungsanstalt ein. Eine Woche später, am 27. Mai, fand die offizielle Eröffnung statt, bei der der Kreisleiter der NSDAP von Koblenz, Clausen, sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, zu verkünden, daß in die Mauern, die bislang von mittelalterlich-finsterem Geist erfüllt gewesen seien, neuer deutscher Geist seinen Einzug halte. Fortan

wehte an einem Mast auf der dem Gnadenheiligtum zugekehrten Hofseite des Studienheimes die Hakenkreuzflagge. Eine andere Hakenkreuzflagge bedeckte das Bild der Gottesmutter über dem Haupteingang.

#### *Der Krieg bricht aus*

Am 1. September 1939 eröffnete Hitler mit dem Überfall auf Polen den Zweiten Weltkrieg. So paradox es klingen mag, der Ausbruch des Krieges machte sich in dem Kampf um den Ort Schönstatt zunächst entlastend bemerkbar. Niemand, der die Absichten der nationalsozialistischen Machthaber in Deutschland richtig beurteilte, war darüber im Zweifel, daß die Wegnahme des Studienheims nur als ein erster Schritt anzusehen war. Mit dem Studienheim hatte ursprünglich auch die Wasserburg zwangsvermietet werden sollen; man wollte sie als Wohnhaus für die Mitglieder des Lehrkörpers der Lehrerbildungsanstalt benutzen, nahm aber Abstand davon, weil die Räumlichkeiten des Hauses den Ansprüchen der Lehrer nicht genügten. Es war vor allem damit zu rechnen, daß das breit und machtvoll am gegenüberliegenden Berghang gelegene Exerzitenhaus und Bundesheim dem Zugriff der Gestapo zum Opfer fallen würde.

Diese Gefahr wurde einstweilen gebannt, als das Haus zu Anfang des Krieges im Falle einer Evakuierung der Stadt Trier als Unterkunft für das bischöfliche Priesterseminar bestimmt wurde. Für diesen Zweck wurde es zwar nie gebraucht; doch richtete das bischöfliche Generalvikariat Trier im Exerzitenhaus ein Kirchenbuchamt ein, in dem die Tauf-, Trauungs- und Sterberegister der ins Innere Deutschlands ausgesiedelten Grenzlandpfarreien des Bistums Trier zentral untergebracht wurden. Außerdem wurden in den Räumen des Exerzitenhauses wertvolle Paramente und Kunstgegenstände aus den durch den Krieg unmittelbar gefährdeten Grenzgebieten gelagert. Diese Verwendung des Hauses bot fürs erste einigen Schutz.

In den frei gebliebenen Räumen wurde, wenn auch beengt, im Laufe des Jahres 1940 sogar der festgelegte Exerzitenplan durchgeführt. Nach dem Ende des Frankreichfeldzuges, als von dort her für die deutsche Westgrenze, und damit auch für Trier, keine Gefahr mehr bestand, wurde das Kirchenbuchamt am 17. und 18. August 1940 wieder nach Trier zurückverlegt. Das kostbare Räumungsgut der evakuierten Pfarreien war von diesen schon vorher nach ihrer Rückkehr aus Mitteldeutschland abgeholt worden. In der zweiten Hälfte des Jahres 1940 nahmen nicht weniger als 2107 Personen an Exerziten im Bundesheim Schönstatt teil. Pater Kentenichs Exerzitenkurse allein waren im gleichen Zeitraum von 623 Priestern besucht worden. Im Juli 1940 war sogar ein vierwöchentlicher ignatianischer Exerzitenkurs mit 26 Priestern gehalten worden.

#### *Eine erste Verhaftung*

Wie wenig Grund vorhanden war, sich in Ruhe zu wiegen, bewies der 1. März 1940. An diesem Tage wurde Pater Josef Fischer, der Leiter der Schönstattwallfahrten, in plötzlichem Zugriff von der Gestapo verhaftet. Sieben Wochen später, am 20. April, dem Geburtstag Hitlers, ließ man ihn ebenso überraschend wieder frei, und einen Tag später

konnte Pater Fischer seine — wie sich zeigen sollte, erste — Dankesmesse für die Befreiung aus Gefangenschaft im Heiligtum der Gottesmutter zelebrieren.

Ein anderer Eingriff der Gestapo, der sich ein halbes Jahr später ereignete, machte deutlich, daß man ihrer Aktivität überall und ständig gewärtig sein mußte: Pater Franz Reinisch, der seit November 1938 an der Zentrale des Schönstattwerkes tätig war, erhielt am 12. September 1940, dem Fest Mariä Namen, vom Sicherheitshauptamt in Berlin totales Predigt- und Redeverbot. Den Anlaß dazu hatten Vorträge geboten, die Pater Reinisch am 3. April 1940 vor Männern und Jungmännern der Schönstattbewegung in Winzeln/Württemberg gehalten hatte. Eine knappe Disposition dieser Vorträge ist uns erhalten. Sie ist ein Dokument der Klarheit und Furchtlosigkeit, die Pater Reinisch auszeichnete und ihn am 21. August 1942 als Martyrer des Gewissens unter dem Fallbeil sterben ließ. Darum sei sie hier wiedergegeben:

„Wer macht Geschichte?

Was muß der katholische Mann und Jungmann tun?

Wer will den Weltbrand, die Weltkatastrophe? Der Teufel mit seinem Anhang.

#### I.

Er (der Teufel) ist an seinen drei Merkmalen auf der ganzen Welt erkennbar:

- a) grandioser Abfall vom wahren, christlichen Glauben;
- b) grundsätzliche Lüge;
- c) Pomp auf der ganzen Welt.

Ein Grundgesetz der Welt lautet: Das Böse trägt für gewöhnlich den natürlichen Sieg davon über das Gute, aber das Gute trägt den übernatürlichen Endsieg davon über das Böse. Dies ist nachzuweisen an drei Weltgeschichtsperioden:

1. Bis zur Sündflut: Der Teufel siegt im Paradies, die Sünde siegt zur Zeit Noes: „Alle Menschen sind Fleisch“. Da greift Gott ein durch die Sündflut. Nur wenige werden gerettet.
2. Bis zum Kreuzestod Christi: Wieder siegt das Böse, die Lüge. Das Gute unterliegt scheinbar; dann Auferstehung, Sieg des Christentums.
3. Bis zum Weltende: Das Gute unterliegt so oft, das Böse triumphiert. Dann kommt der Weltenrichter in den Wolken des Himmels — Endsieg.

#### II.

Zeitaufgaben des katholischen Mannes und Jungmannes:

1. Treu zu Christus, Kirche, Papst, Bischof und Priester.
2. Freude an der Frohbotschaft, z. B. Osterglaube, aber auch an den Geboten: drittes, fünftes, sechstes Gebot. Vertrauen auf Gottes Allmacht und die fürbittende Allmacht der Gottesmutter.“

Grundgedanken und Aufbau der Disposition entstammten den Exerzienvorträgen, die Pater Kentenich damals über den „Apokalyptischen Priester“ hielt. Wenn die Gestapo auf diese Gedanken und ihre Verbreitung durch Pater Reinisch empfindlich und scharf

reagierte, mußte man damit rechnen, daß sie eines Tages auch nach dem Urheber der Gedankengänge, Pater Kentenich, fahnden und greifen würde.

Am 27. November 1940 kamen Gestapo-Beamte gleich dreimal an die Zentrale der Schönstattbewegung im Exerzitienhaus „auf Besuch“. Ihr Hauptinteresse schien dem Geschäftszimmer zu gelten, dessen Bücher sie immer wieder durchschnüffelten, um sie schließlich alle mitzunehmen.

Daß sie mehr im Schilde führten, wurde wenig später offenkundig, als unter dem 10. Dezember der Befehl eintraf, daß fortan im Exerzitienhaus keine Kurse oder Tagungen für Laien mehr stattfinden dürften. Damit war höchste Gefahr signalisiert. Dem Verbot konnte mit größter Wahrscheinlichkeit bald die Beschlagnahme oder Enteignung des Hauses folgen, da es mit Kursen für Priester allein nicht mehr ausgelastet werden konnte. Wie ließ sich verhindern, daß der Gestapo nach der widerrechtlichen Aneignung des Studienheims ein zweiter tiefer Einbruch in Schönstatt gelang? Zunächst tauchte der Plan auf, die Verwaltung der Stadt Vallendar, mit der man auf leidlich gutem Fuße stand, anzugehen. In den Tagen vor Weihnachten 1940 fanden dann auch Verhandlungen mit dem Bürgermeister statt. Der Bürgermeister äußerte den Vorschlag, das Exerzitienhaus für die Stadt zu pachten und in ein Kneippbad umzuwandeln. Er erklärte sich einverstanden, daß die im Hause wohnenden Priester weiter darin verbleiben könnten, während die Führung des Hauses auch bei der neuen Verwendung den Marienschwestern obliegen sollte. So gut der Vorschlag vielleicht gemeint war, er fand, je länger man ihn bedachte, bei den Verantwortlichen auf seiten Schönstatts immer weniger Beifall.

Am 8. Januar 1941 trat indessen eine kleine Entspannung ein. Es kam die Mitteilung, daß das Totalverbot von Kursen für Laien aufgehoben und die Abhaltung von Exerzitien in beschränkter Form wieder genehmigt sei. Die Hauptbedingungen lauteten, daß kein Exerzitant weniger als achtzehn Jahre alt sein, und niemand durch die Exerzitien in seinem Arbeitseinsatz — „für den Endsieg“ — behindert werden dürfe.

Vorher aber war auch ein neuer Warnschuß abgefeuert worden. Am Feste der Erscheinung des Herrn, dem 6. Januar 1941, erkundigte sich die Bezirksregierung in Koblenz telefonisch beim Provinzialat der Pallottiner in Limburg, ob und mit wem Verhandlungen wegen des Verkaufs bzw. wegen der Verpachtung des Exerzitienhauses Schönstatt geführt würden. Gleichzeitig hatte man erfahren können, daß die Regierung daran denke, im Hause einen größeren Schulbetrieb unterzubringen. In Vallendarer Partiekreisen hinwieder kursierte das Gerücht, die NSV (= Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) wolle aus dem Exerzitienhaus ein Müttererholungsheim machen. Alle Verantwortlichen hatten deutlich den Eindruck, daß nun gehandelt werden müsse.

#### *Die Wehrmacht wird eingeschaltet*

Am gleichen 6. Januar, als die Koblenzer Bezirksregierung das Provinzialat in Limburg um Auskunft ersuchte, besichtigte eine Abordnung des Wehrkreises XII aus Wiesbaden,

zu dem Vallendar-Schönstatt gehörte, das Exerzitienhaus, um es auf seine Verwendbarkeit als Lazarett zu prüfen. Die Aufmerksamkeit des Wehrkreiskommandos war durch Verhandlungen, die am 2. Januar durch Marienschwestern begonnen worden waren, absichtlich auf das Exerzitienhaus gelenkt worden. Man spekulierte auf den latenten Gegensatz zwischen Wehrmacht und Gestapo und rechnete vor allem auf die Hilfe solcher Offiziere, denen der alte Ehrenkodex des deutschen Offizierkorps noch etwas bedeutete, und denen Methoden, Ziele und Mitglieder der Gestapo ein Abscheu waren. Man hatte nicht falsch gemutmaß. Die Abordnung fand das Exerzitienhaus für ihre Zwecke geeignet. Freilich: eine Schwierigkeit bestand, und sie schien auch mit dem besten Willen auf seiten der verständnisvollen Offiziere nicht überwindbar: der Bedarf an Lazaretten war um jene Zeit, ein halbes Jahr nach Beendigung des Frankreichfeldzuges und ein halbes Jahr vor Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion nicht sehr groß.

Die Kommission war abgereist und hatte tagelang nichts von sich hören lassen. Als die Gefahr um das Exerzitienhaus immer bedrohlicher wurde, rief man am 16. Januar in Wiesbaden an. Der Adjutant des Generalarztes, der sich am Telefon meldete, gab die Auskunft, daß man leider das Exerzitienhaus nicht benötige. Immerhin hatte er nichts einzuwenden, daß zwei Marienschwestern am nächsten Tag, am 17. Januar also, womöglich beim Generalarzt selbst vorzusprechen versuchten.

Ehe die Schwestern nach ihrer Ankunft in Wiesbaden das Dienstgebäude des Generalarztes aufsuchten, beteten sie den freudigen und dann auch noch den schmerzhaften Rosenkranz. Auf diese Weise innerlich gefaßt und auf alles vorbereitet, betraten sie das Zimmer des Adjutanten. Der kam ihnen, zu ihrem Erstaunen, sogleich mit strahlender Miene entgegen und sagte: „Sie kommen wegen des Hauses in Schönstatt? Ich kann Ihnen sagen, Sie haben die besten Aussichten. Ein Erholungsheim, das wir bisher als Lazarett zur Verfügung hatten, wird auf Anordnung aus Berlin wieder seinem früheren Zweck zugeführt. Da können wir ja nun auf Ihr Exerzitienhaus in Schönstatt zurückgreifen. Wegen der Regelung der Einzelheiten soll möglichst bald eine neue Kommission hinüberkommen.“ Den Schwestern verschlug es fast die Sprache; ihr Wunsch war in Erfüllung gegangen, noch ehe sie ein Wort gesagt hatten. Überglücklich gingen sie eine Kirche und beteten dort nunmehr noch den glorreichen Rosenkranz und das Magnifikat.

Mitte März 1941 rückte ein Vorkommando von Sanitätern in das Exerzitienhaus ein. Am 25. März, auf Mariä Verkündigung, kamen die ersten Pfleglinge, Soldaten, die an Scharlach erkrankt gewesen waren und sich hier erholen sollten. Als der Feldzug gegen Rußland begann, wurde das Haus in ein normales Lazarett für Verwundete umgewandelt; gut ein Jahr darauf erhielt es erneut die Bestimmung für Infektionskranke, und so blieb es bis zum Einrücken der Amerikaner am 15. März 1945. Damit war das Haus vor der Beschlagnahme durch die Gestapo in Sicherheit. Die Sanitätsverwaltung der Wehrmacht ließ während der ganzen Zeit die bisherigen Bewohner, vor allem die Priester und Schwestern, in ihren Räumen wohnen.

Ähnliches, wie mit dem Exerzitienhaus, gelang auch mit der Wildburg, die damals Mutterhaus der Marienschwestern war. Sie wurde am 25. August ebenfalls vom Wehrkreiskommando XII als Lazarett übernommen und war so den Machenschaften der Gestapo entzogen.

Es war keinen Augenblick zu früh. Die Exerzitien, die im Januar 1941 unter einschränkenden Bedingungen wieder erlaubt worden waren, wurden Anfang März erneut, und diesmal für immer, verboten. Bei der Kontrolle der Teilnehmer eines Exerzitienkurses in der Wildburg fand die Gestapo heraus, daß eine Teilnehmerin, ein Mädchen, erst zwei Wochen später den 18. Geburtstag hatte. Eine der auferlegten Bedingungen war also verletzt worden. Das genügte der Gestapo für ein endgültiges Verbot.

### *Erneute Verhaftungen*

Pater Josef Fischer, der Wallfahrtsleiter, der im Frühjahr 1940 als erster aus dem Mitarbeiterkreis Pater Kentenichs für sieben Wochen inhaftiert gewesen war, hatte sich aus Schönstatt entfernt und war als Seelsorger in die Pfarrei Groß-Stiebnitz im Adlergebirge (Sudetenland) gegangen. Die Gestapo verlor ihn aber nicht aus den Augen. Seit seiner ersten Verhaftung war nicht ganz ein Jahr verstrichen, da wurde er am 24. März 1941 aus seiner Pfarrei ausgewiesen; überdies verhängte man über ihn ein Predigt- und Redeverbot für das ganze Sudetenland. Pater Fischer ging in seine rheinische Heimat nach Koblenz-Pfaffendorf. In der Osterwoche nahm er an einem Exerzitienkurs, den Pater Kentenich für Priester hielt, teil. Mitten aus einem Vortrag wurde er durch die Gestapo zu einem Verhör geholt. Wenige Tage darauf mußte er erneut zu einem Verhör erscheinen.

Zwischen diesen aufregenden Ereignissen traf Pater Fischer kurz mit Pater Kentenich zusammen. „Nun, Josef, wie geht's?“ fragte Pater Kentenich. Pater Fischer erwiderte: „Ich glaube, es geht schief!“ „Ich glaube es auch“, meinte Pater Kentenich.

Und so war es. Im Anschluß an das erneute Verhör wurde Pater Fischer am 18. April auf der Stelle verhaftet. Auf dem Schutzhaftbefehl, der ihm sechs Wochen später ausgehändigt wurde, stand als Begründung für seine Inhaftierung zu lesen: „Trotz seiner schonmaligen Inschutzhaftnahme sucht er durch fortgesetzte, die nationalsozialistische Volksgemeinschaft zersetzende Äußerungen Unruhe und Erregung in weite Kreise der Bevölkerung zu tragen und das Vertrauen zur Staatsführung zu untergraben.“

In der Woche nach Pfingsten, am 4. Juni 1941, wurde Pater Fischer von Koblenz in das Konzentrationslager Dachau überführt, wo er am 6. Juni eintraf.

Pater Fischer sollte nicht der einzige aus dem Mitarbeiterkreis Pater Kentenichs bleiben, den die Gestapo, gleichsam als Vorauskommando oder Quartiermacher für den Gründer des Schönstattwerkes, nach Dachau brachte. Am 4. August 1941 nahm die Gestapo Pater Albert Eise, einen der frühesten Mitarbeiter Pater Kentenichs in den Gründungstagen Schönstatts, fest, hielt ihn mehrere Monate in Koblenz gefangen und lieferte ihn am 14. November, kurz vor seinem Namenstag, ebenfalls in Dachau ein.

Pater Eise leitete in den ersten Augusttagen 1941 in Koblenz eine Tagung für Studentinnen aus der Schönstattfamilie. Man hatte die Tagung nach Koblenz gelegt, weil derlei Veranstaltungen in Schönstatt nicht mehr stattfinden durften. Die Gestapo aber hatte es verstanden, einen Spitzel unter die Teilnehmerinnen zu lancieren, die ihre Rolle denn auch gut genug spielte. Eine Augenzeugin der Vorgänge hat darüber den folgenden Bericht geschrieben:

„Diese Tagung wurde nicht, wie üblich, in Schönstatt gehalten, weil seit einiger Zeit die Überwachung durch die Gestapo dort verschärft war. Dennoch sollte weitergearbeitet werden. Es galt, neue, verborgenere Wege zu finden. So planten wir, das übliche große Herbsttreffen aufzuteilen in drei kleinere Treffen, die nacheinander zu Ferienbeginn in Koblenz, Düsseldorf und wieder in Koblenz stattfinden sollten. Wir fanden in Koblenz für jeweils etwa dreißig Teilnehmerinnen Privatquartiere, ebenfalls verschiedene Kirchen und Klöster, in denen die Vorträge gehalten werden sollten.

Die erste Zusammenkunft, Begrüßung und Ausrichtung fand in einem Privathaus in Koblenz-Oberwerth statt, wohin wir uns einzeln oder zu zweien begaben. Dort sprach uns Pater Eise von der erhöhten Gefahr, die dem Schönstattwerk durch die Gestapo drohte, und schärfte uns alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln ein, verstand es aber gleichzeitig, uns im Innersten anzurufen und aufzurufen. Atemlos folgten wir dem apokalyptischen Bild, das er entwarf.

Unser Kreis kannte sich. Wir vertrauten einander. Nur eine Fremde war hinzugekommen, ohne vorherige Anmeldung, geschickt von einer Studierenden an der Pädagogischen Akademie Koblenz, die der Schönstattjugend angehörte. Wir wußten nichts von ihr, bis sie uns in diesem Hause in Oberwerth, unmittelbar vor Beginn des Treffens, vorgestellt wurde mit der Bemerkung, die alle Bedenken zerstreuen sollte, es handle sich um eine zuverlässige, einsatzbereite, aktiv-katholische Studentin, die zum innersten Führungskreis der katholischen Studierenden Einlaß gefunden habe.

Es gab keine Möglichkeit mehr, sie zurückzuweisen, obwohl sie mir . . . gleich zu Beginn äußerst unsympathisch war . . . Sie war eine Verräterin, eine Angestellte der Gestapo, die nur zum Zwecke der Spionage als Studentin an der Akademie war . . .

Nach den einführenden Darlegungen des Samstagnachmittags sprach Pater Eise am Sonntag und Montag nur noch von der Gottesmutter. Seine Ergriffenheit, seine tiefe Liebe zu Maria beeindruckten uns stark. Er ahnte wohl, daß es seine letzten Worte an uns waren und versuchte mit all seinen Kräften, das Bild seiner himmlischen Mutter so leuchtend zu zeichnen, damit auch unsere Herzen ganz stark und tief an sie gebunden würden.

Die Zeit zwischen den Vorträgen nützte er zum Gebet und zu letzten Gesprächen. Als er am Abend des Montags verhaftet wurde, war er noch nüchtern, weil er die Mittagspause betend in einer Kirche verbracht hatte, nachdem er bis 12 Uhr — nach der vorhergehenden Alarmnacht konnte die hl. Messe erst um 10 Uhr sein — seinen Vortrag gehalten hatte und um 14 Uhr die Wanderung zum Rittersturz mitmachte, die der Gemeinschaftspflege dienen sollte . . .

Oben auf dem Rittersturz fühlten wir uns plötzlich beobachtet. Pater Eise erkannte einen Gestapo-Beamten. Schnell entschlossen brach er zum Abstieg auf, so als hätte er keine Verbindung mit unserer kleinen Schar . . . Doch alle Vorsicht war nutzlos, wir waren ja längst verraten. Als wir uns abends in der Kapelle des Barbara-Klosters wiedertrafen zu Andacht und Vortrag, da schlug die Gestapo zu. Mitten aus dem Vortrag heraus wurde Pater Eise verhaftet. Acht Männer nahmen ihn mit. Er blieb ganz ruhig, umfing uns mit einem Abschiedsblick und sagte im Fortgehen leise: ‚Jetzt wird es ernst . . .‘

Obwohl sich alle aus unserem Kreis während des anschließenden Verhörs in den Räumen der Gestapo tapfer und geschickt verhielten und nicht mehr aussagten, als offenkundig bekannt war, Einladungsbriefe, die die Führenden hätten verraten können, verschwinden ließen — eine aß den Brief auf zusammen mit einem trockenen Brötchen —, konnte dies Pater Eise nichts nützen. Sein Schicksal war schon vorher entschieden.“

#### *Der Gründer ist an der Reihe*

Während all dieser dramatischen Geschehnisse war der Gründer des Schönstattwerkes unbeirrt und zunächst auch unbehelligt seiner Arbeit nachgegangen. Er konzentrierte sich vor allem auf Kurse für Priester, insbesondere für Schönstattpriester. Wie stark der Gedanke und die Sorge für die Priester ihn in jenen Jahren bewegten, geht zum Beispiel aus der Jahreslosung hervor, die er 1940 für die Schönstattfamilie ausgab: „Leben aus der Blankovollmacht an die MTA für heilige Schönstattpriester.“ Als im Exerzitienhaus vorübergehend keine Priesterkurse möglich waren, wick er in die Wasserburg aus. Zu den Exerzitanten des Sommers 1941 gehörte Dr. Josef Wendel, der bisherige Leiter der Schönstatt-Priestergemeinschaft der Diözese Speyer. Er war zum Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge seines Bischofs Ludwig Sebastian ernannt worden und bereitete sich in Schönstatt unter der Leitung Pater Kentenichs auf seine Bischofsweihe vor, die am Feste Peter und Paul 1941 im Kaiserdom zu Speyer stattfand.

Für seine Umgebung war Pater Kentenich der ruhende Pol und der ragende Leuchtturm. Was sein Rat in jenen Tagen bedeutete, ist am Leben Pater Reinischs zu ersehen. Am 1. März 1941 hatte Pater Reinisch Klarheit erlangt, daß es der Wille Gottes für ihn sei, der Einberufung zur deutschen Armee, mit der er rechnen mußte, zumal er wegen des totalen Redeverbots keine ordentliche Seelsorge ausüben konnte, nicht Folge zu leisten und also den Dienst für Hitler zu verweigern und lieber den Tod auf sich zu nehmen. Mit dieser Erkenntnis waren die Zweifel und Schwierigkeiten, die er vor diesem Entschluß zu überwinden hatte, nicht ein für allemal vorbei, im Gegenteil, sie setzten immer von neuem ein und mußten bestanden werden. In dieser Lage suchte er oft das Gespräch mit Pater Kentenich. Der Gründer widersprach seinem Entschluß nicht, legte ihm jedoch nahe, sich ganz der Vorsehung Gottes anheimzugeben: wie ein Vogel unbekümmert von Baum zu Baum, von Ast zu Ast fliege, so möge er jeweils auf die Zeichen achten, die die Gottesmutter ihm schicke und immer nur den angezeigten nächsten Schritt tun. Eine Unterredung endete mit den Worten: „Wenn es Gottes Wille ist, dann sterben Sie als Opferlamm!“

Bei einer Diskussion unter den Priestern des Exerzitienhauses über die Frage, ob ein Priester, zur Wehrmacht einberufen, den Fahneid auf Hitler leisten dürfe, hatte Pater Kentenich abschließend bemerkt: „Sehe jeder, wie er's treibe! Eines schickt sich nicht für alle! Wenn das Gewissen einem sagt: Man soll den Eid leisten, so ist es recht. Sollte das Gewissen den Eid ablehnen, so muß man diesem Gewissensruf folgen!“ Dabei hatte Pater Kentenich den ihm gegenüberstehenden Pater Reinisch fest angeblickt.

Im Juli 1941 gab Pater Kentenich seinen Exerzitienkursen für Priester ein neues Thema. Hatte er während des vorhergehenden Jahres über den „Apokalyptischen Priester“ gesprochen, so begann er nun über den „Marianischen Priester“ zu sprechen. Seine Wahl war nicht von ungefähr auf dieses Thema gefallen. Von Anfang an nannte er den marianischen Priesterkurs seinen „Schwanengesang“. Er sollte mit seiner Andeutung recht behalten.

Der marianische Priesterkurs wurde im August einmal, im September zweimal gegeben. Am Nachmittag des Festes Kreuzerhöhung, dem 14. September 1941, einem Sonntag, fand sich die Gestapo wieder einmal im Exerzitienhaus ein. An diesen Besuchen hatte auch die Übernahme des Hauses durch den Generalarzt des Wehrkreises XII nichts geändert. Der leitende Beamte beorderte Pater Kentenich für den nächsten Tag, das Fest der Sieben Schmerzen der Gottesmutter, in das Gestapo-Hauptquartier nach Koblenz. Pater Kentenich machte darauf aufmerksam, daß er im Begriff stehe, einen Exerzitienkurs für Priester zu beginnen, der am Freitag zu Ende sein würde. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, setzte der Beamte daraufhin das Verhör auf Samstag, den 20. September, fest.

An diesem Tag begab sich Pater Kentenich in den „Vogelsang“ nach Koblenz, um von dort nicht mehr nach Schönstatt zurückzukehren. Er wurde nicht nur verhört, sondern auch an Ort und Stelle verhaftet.

Nach menschlichem Ermessen hatte die Gestapo damit der Schönstattbewegung einen Schlag versetzt, der nur noch von der Schließung und Enteignung des Heiligtums der Dreimal wunderbaren Mutter hätte übertroffen werden können. Bedeutete die Ausschaltung des Gründers nicht die Gefahr des Zusammenbruchs für das Werk? Auch hier war der Hirt geschlagen worden, um die Herde zu zerstreuen. Nicht nur die Gestapo hatte solche Vermutungen. Tatsächlich aber begann mit der Verhaftung Pater Kentenichs für die Schönstattfamilie eine Zeit, die zwar, zumal für Pater Kentenich und seine Gefährten im Konzentrationslager, ein Kreuzweg war, aber auch überreich sprudelnde Segensquellen erschloß.

# Liturgische Erneuerung

Predigt in der St. Michaelskirche, Milwaukee/USA, am 29. November 1964

Von J. K.

Andächtige Zuhörer!

Wie wir wissen, treten heute die Änderungen in der Meßliturgie in Kraft. Da wir noch keine deutschen Texte zur Verfügung haben, müssen wir einstweilen mit dem zufrieden sein, was uns an Änderungen in unseren Verhältnissen möglich ist. Wenn wir also rein äußerlich nicht viele Änderungen in unserem deutschen Gottesdienst wahrnehmen, sollten wir – so meine ich – um so mehr Gewicht darauf legen, daß wir den Sinn, den Zweck dieser Änderungen so vollkommen wie möglich erfüllen.

Wir kennen diesen Sinn und Zweck. Wir haben bereits gesprochen von der aktiven Teilnahme an der heiligen Messe, um die es sich zutiefst dreht. Das will heißen: Der Sinn der vorgesehenen Änderungen besteht darin, uns die aktive Teilnahme am Heilsgeschehen leichter zu machen. Und worin besteht das Kernstück der Liturgie der heiligen Messe? Wir haben schon häufig darüber sprechen dürfen: Es geht um die unblutige Gegenwärtigsetzung des Heilsgeheimnisses auf Golgatha. An diesem Heilsgeschehen sollen wir teilnehmen, innerlich teilnehmen – das ist die Hauptsache! Damit wollen wir nicht sagen, daß die äußere Teilnahme nebensächlich ist. Wir wissen ja, wo Seele, wo Geist am Werke ist, da werden sich morgen, übermorgen auch die entsprechenden Formen einstellen. Wenn wir also innerlich teilnehmen am Heilsgeschehen, wird und muß das auch irgendwie in unserem äußeren Tun zum Ausdruck kommen. Wir kennen die vielfältigen inneren Zusammenhänge zwischen seelischer Haltung und äußerem Geschehen, äußerem Handeln. Der Geist, so pflegen wir zu sagen, schafft sich eine Form. Aber auch umgekehrt: die äußere Form macht es uns leichter, uns den Geist anzueignen – freilich nur dann, wenn die äußere Form als beseelte aufgefaßt, als beseelte getätigt wird. Wie wahr das ist, das haben wir uns am letzten Sonntag zeigen und sagen lassen, als wir einen Rückblick hielten in die Geschichte der Liturgie. Wir haben dabei wahrgenommen, daß die heilige Messe mit der Zeit letztlich eine Kleriker-, eine Priestermesse geworden ist: Der Priester hat vorne am Altare Akte vorgenommen, und wir als Gemeinde, hinten im Kirchenraum, wir haben uns beschäftigt, wie es uns lag. Da war kein Zusammenhang. Durch die jetzt vor sich gehenden äußeren Änderungen soll darauf hingearbeitet werden, daß Altar- und Kirchenraum wieder eine Einheit bilden. Die Gemeinde soll teilnehmen an dem, was vorne am Altare vor sich geht.

So hängt beides zusammen: Äußeres und Inneres. Freilich, das haben wir uns gesagt: Wenn wir nur einseitig oder gar ausschließlich mit Änderungen des äußeren Tuns zufrieden sind, dann sind wir bald einem religiösen Massenmenschenentum verfallen, dann haben wir äußere Übungen eingedrillt, aber der Geist, auf den es ankommt, der ist nicht berührt, nicht geformt, nicht gestaltet. Das Ideal, andächtige Zuhörer, das verstehen wir sofort, besteht darin, daß beides eine Harmonie, eine Einheit darstellt: das äußere Tun, das Mittun mit dem, was vorne vor sich geht, und das innere Leben und Miterleben.

Am vergangenen Sonntag haben wir am Beispiel der lieben Gottesmutter schauen können, wie das innere Miterleben mit dem großen Heilsmysterium aussieht. So wie die Gebenedeite unter den Weibern unter dem Kreuze stand und alles miterlebte, was dort vollzogen wurde, so ähnlich sollen wir an der unblutigen Gegenwärtigsetzung dieses Kreuzesopfers hier am Altare teilnehmen. Wie hat die Gottesmutter sich unter dem Kreuze gegeben? Wir haben drei Momente hervorheben dürfen. Sie war (erstens) eine überaus gläubige Zeugin dessen, was der Heiland tat; (zweitens) eine wagemutige Mitopferin und (drittens) eine Mitgeopferter.

Ob wir in der Zwischenzeit die Gelegenheit wahrgenommen haben, einmal zu überprüfen, was das alles heißt, und was wir nun tun müssen, damit diese dreifache aktive, innere Teilnahme auch in unserem eigenen Leben Wirklichkeit wird?

Ich meine aber, ich müßte noch etwas tiefer greifen, und zwar zurückgreifen auf das, was wir vom Sinn und Zweck des Vatikanischen Konzils überhaupt gesagt haben. In etwa wissen wir das noch: *Wir sollen durch das II. Vatikanische Konzil fähig und reif gemacht werden, Christus und die Kirche in der gewandelten Zeit überall gegenwärtig zu setzen* — nicht nur hier in der Kirche, nicht nur in unserer Familie, sondern überall, wo wir gehen und stehen. Wir sollen durch unser Sein überall die Kirche heimisch machen. Christus in uns, der lebendige Christus in uns, das ist das große Ziel, das das Konzil verfolgt.

Und was sollen in diesem Zusammenhang die Änderungen der Liturgie? Wir sollen dadurch fähig werden, diese Gegenwärtigsetzung überall, wo wir gehen und stehen, in möglichst vollkommener Weise Wirklichkeit werden zu lassen.

Da kommt uns ganz von selber die Frage: Ist es dann genug, wenn wir an der heiligen Messe so teilnehmen, wie wir das von der lieben Gottesmutter unter dem Kreuz gesehen und gelernt haben? Unsere Antwort darauf lautet: Wenn die Teilnahme am heiligen Meßopfer hier in der Kirche ein isolierter Akt ist, getrennt von den übrigen Akten des Tagewerkes, dann dürfen wir nicht erwarten, daß die Änderungen der Liturgie sich in entsprechender Weise auswirken. Worauf kommt es an? Was ist das wichtigste, das wertvollste bei den Änderungen in der Liturgie? Einfach ausgedrückt: *Die heilige Messe am Morgen muß Ausgangspunkt, Mittelpunkt und Zielpunkt des ganzen Tagewerkes werden.* Die Atmosphäre also, die in der heiligen Messe lebendig wird, die Haltung, die die heilige Messe uns schenken will, muß mit der Zeit unser ganzes Tagewerk durchdringen. Damit steht urgewaltig das Ziel der liturgischen Erziehung, der Meßopfererziehung, vor uns.

Wenn ich das, was ich damit allgemein-grundsätzlich gesagt habe, etwas verständlicher machen will, dann glaube ich, daß wir uns drei Grundprinzipien tief einprägen müssen, so tief, bis sie zu unserem Lebensinhalt geworden sind.

Wie lauten diese drei Prinzipien?

Erstes Grundprinzip: So oft ihr dieses Brot esset und den Kelch trinket, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis er wiederkommt (1 Kor. 11,26).

Zweites Grundprinzip: Von Meßopfer zu Meßopfer!

Drittes Grundprinzip: Die Tagesmesse soll zur Lebensmesse werden!

Zum ersten Grundprinzip:

Der hl. Apostel Paulus hat es uns an die Hand gegeben und möchte es unverlierbar in Herz und Sinn einprägen. So oft wir an der heiligen Messe teilnehmen, sollen wir den Tod des Herrn verkünden. Das besagt ein Doppelpes:

a) Während der heiligen Messe sollen wir die drei Momente, die wir am Beispiel der Gottesmutter überdacht haben, Wirklichkeit werden lassen: 1. Gläubig unter dem Kreuze stehen; d. h. durch unsere gläubige Haltung, durch unsere innere Teilnahme an dem, was auf dem Altare geschieht, den Tod des Herrn künden. 2. Wir lassen den Heiland nicht alleine opfern, wir opfern ihn mit auf, so wie die Gottesmutter ihn mitaufgeopfert hat. 3. Gleichzeitig opfern wir uns selbst bei der heiligen Messe mit auf.

b) Das allein reicht aber nicht aus. Wenn ich mich während der heiligen Messe gläubig mit dem Heiland ans Kreuz habe heften lassen, dann muß ich auch den ganzen Tag am Kreuze hängen bleiben bis zur nächsten heiligen Messe. Populär ausgedrückt: Während des Tages springe ich nicht vom Kreuze herunter; den ganzen Tag hänge ich mit dem Heiland am Kreuz. Ich bin nicht nur während der heiligen Messe, sondern auch während des ganzen Tages nicht nur gläubiger Zeuge, nicht nur Mitopferer, sondern Mitgeopferter: *mit dem Heiland dem Vater geopfert.*

Habe ich also — um auf Einzelheiten einzugehen — zu leiden unter körperlichen Schmerzen und Armseligkeiten; machen sich die Lasten des Alters bemerkbar, erlebe ich die Begrenztheit meiner menschlichen Kräfte — ich künde mit allem den Tod des Herrn! Wieviel hat der Heiland aushalten müssen an körperlichen Schmerzen! Ich künde den Tod des Herrn, wenn ich meine körperlichen Schmerzen so trage, wie der Heiland es getan, und wie er es heute täte, wäre er an meiner Stelle. Oder denken wir an die Herzensopfer: wieviele Herzensopfer müssen wir alle Tag für Tag bringen, auf wieviele liebgeordnete Dinge, liebgeordnete Menschen verzichten! In allem wollen wir den Tod des Herrn verkünden. Das Herz des Heilands schlägt leidend noch einmal in meinem Herzen, ich leide alles in tiefster und innigster Verbindung mit dem durchbohrten Heilandsherzen. Aber auch unser Verstand muß am Kreuze hängen! Im Wortgottesdienst der heiligen Messe spricht Gott zu uns in der Heiligen Schrift, und zwar als der Gott des Lebens, der die Zügel im Weltgeschehen, aber auch in den kleinsten Gescheh-

nissen meines persönlichen Lebens ständig in der Hand hat. Und dieser lebendige Gott verlangt nicht nur, daß wir still tragen und ertragen, er steckt uns auch Ziele, klare Ziele, von denen er will, daß sie durchgeführt werden, zumal in der heutigen Zeit, in welcher der Teufel seinen Hexensabbat feiert und scheinbar allein die Zügel der Weltgeschichte in der Hand hat, während die Werkzeuge Gottes und der Gottesmutter träumen, schlafen und nicht wissen, welche Aufgaben der Gott des Lebens ihnen im Alltag stellt. Daher müssen wir, um zu tun, was Gott von uns will, unseren Verstand beugen unter das Licht des Glaubens, unter das Licht des Vorsehungsglaubens.

Andächtige Zuhörer, ob wir nun das erste Grundprinzip verstehen? So oft wir dieses Brot essen und den Kelch trinken, d. h. das heilige Meßopfer feiern, sollen wir den Tod des Herrn künden durch unsere innere Herzensgesinnung und durch unsere äußere, sichtbare Tat. Jetzt verstehen wir vielleicht auch noch viel besser das andere Wort des Apostels Paulus: „Täglich sterbe ich“ (1 Kor. 15,31). Nicht anders soll es bei uns sein: Täglich lasse ich mich mit dem Heiland ans Kreuz heften, und täglich hänge ich unentwegt an meinem Kreuze! So verstehen wir auch ein Merkwort des Urchristentums: „Vom Altar hinein in die Arena!“ Auf uns, auf mich angewandt heißt das Wort: Vom Altar hinein in die Arena meines praktischen Lebens. Und nun muß ich mich fragen: Bin ich Hausfrau — wie sieht meine Arena aus? Bin ich am Studieren — wie sieht meine Arena aus? Bin ich irgendwo angestellt — wie sieht meine Arena aus? *Wenn ich meine tägliche Arena vom Altare trenne, dann ist mein Leben morgen, spätestens übermorgen nicht mehr die Arena Gottes; sie wird die Arena der Welt und schließlich die Arena des Teufels.*

Zum zweiten Grundprinzip: Von Meßopfer zu Meßopfer.

Gemäß diesem Prinzip wird mein Leben in viele kleine Teile geteilt, und der kleinste Teil für uns, das ist die Zeit von einem Meßopfer zum anderen. In urchristlicher Denkweise würde das heißen: Wenn ich jeden Tag an der heiligen Messe teilnehme, dann ist das ganze Tagewerk praktisch auf das Heute konzentriert. *Heute* will Christus in mir sterben, *heute*, nicht morgen und nicht übermorgen. Das ist ja nicht selten eine der schwersten Versuchungen des Teufels, daß er uns ausmalt, wie schwer, ja wie geradezu unmöglich das sei, ein ganzes Leben lang tief-religiös und sittlich hochwertig zu leben. Die Antwort auf solche Vorstellungen heißt: Heute, nur heute, nur für 24 Stunden habe ich die Verantwortung, nur von einem Meßopfer zum anderen. An jedem Morgen bei der heiligen Messe erhalte ich die Gnaden, die ich brauche, um in die Arena meines Lebens hinabzusteigen. Hat jeder Tag genug an seiner Plage (vgl. Mt. 6,34), so hat er auch genug an Gnade.

Spüren wir, wie auf diese Weise durch die richtig gesehene und richtig gelebte Messe das ganze Tagewerk aus der Indifferenz herausgehoben und hineingezogen wird in das geheimnisvolle Leben Christi? So begreifen wir, daß wir früher oder später mit Paulus wiederholen können: „Christus lebt in mir“ (Gal. 2,20), Christus betet in mir, Christus leidet in mir, alles während des Tages tut Christus in mir. Und die Gnade, die ich

brauche, um alles dem Wunsche Christi entsprechend zu tun, erhalte ich jeden Morgen in der heiligen Messe.

Wenn ich so denke, wenn ich mein Leben so konzentriere, dann ahnen wir, welch tiefen Sinn es hat, nicht nur dann an der heiligen Messe teilzunehmen, wenn die Nicht-Teilnahme eine schwere Sünde ist; wir ahnen, *wie wertvoll es ist, den Altar zum Mittelpunkt unseres Lebens zu machen.*

Und nun zum dritten Grundprinzip: Die Tagesmesse soll zur Lebensmesse werden. Was ist damit gemeint? *Alle Handlungen meines Tagewerkes sollen eine ständige Wiederholung von Opferung, Wandlung und Kommunion sein.*

Ich opfere. Was opfere ich? Durch die Verhältnisse, in denen ich mich befinde, zeigt mir der liebe Gott, was ich zu opfern habe: Da sind so viele Schwierigkeiten in der Familie, an der Arbeitsstätte, im bürgerlichen Leben, im persönlichen Leben. Ich opfere sie auf und wiederhole dadurch in meinem Leben die Opferung. Auf der Patene, d. h. durch Christus bringe ich die kleinen Opfer dem Vater dar. Christus opfert sie mit mir auf, er in mir und ich in ihm!

Wandlung! Es ist selbstverständlich: Wenn ich mein Leben in dieser übernatürlichen Weise als Opferleben mit Christus lebe, dann werde ich in Christus umgewandelt, und als Frucht dieser Umwandlung mit und in Christus wird mein Herz mehr und mehr vereinigt mit dem Vater im Himmel. Dann mag das „Ite, missa est“ erklingen: die Messe ist zu Ende — aber nur die Morgenmesse, die Messe am Altar. Es beginnt die Lebensmesse, und während des Tages bis zur heiligen Messe am nächsten Morgen soll Opferung, Wandlung und Kommunion unausgesetzt wiederholt werden.

Andächtige Zuhörer, wenn wir die inneren Zusammenhänge so sehen, wenn wir so die Erneuerung der Liturgie in uns aufnehmen und bei uns verwirklichen, dann sind wir imstande, immer und überall, wo wir gehen und stehen, die Kirche gegenwärtig zu setzen. Dann sind wir Apostel, Missionare, ob wir allein sind in unserm Kämmerlein, ob zusammen mit unserer Familie in unserem Hause, an der Arbeitsstätte oder unter den Lustbarkeiten, die das heutige Leben anbietet. In allen Situationen geht es immer und immer wieder um den einen großen Wurf: Die Tagesmesse soll zur Lebensmesse werden! Immer wieder gilt das Wort: Von Meßopfer zu Meßopfer! Und: Ihr sollt den Tod des Herrn künden!

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

## Jamaa - eine Familienbewegung in Afrika

Die Bedeutung des Familienwerkes innerhalb der Schönstattbewegung wird durch die gegenwärtige Jahreslosung „Kirche am neuen Ufer – wir bauen mit“, die von fast allen Gliederungen im Sinne des Hausheiligums verstanden wird, noch mehr als bisher erkannt und betont. In diesem Zusammenhang ist es vielleicht interessant, von einer Familienbewegung in der jungen Kirche Afrikas zu hören, die den Namen „Jamaa“, das heißt in der Kisuaheli-Sprache: „Familie“, trägt. Über diese katholische Familienbewegung in Schwarzafrika brachte die Zeitschrift der Weißen Väter „Afrika“ bereits im Jahre 1963 einen ersten und 1964 einen zweiten Bericht aus der Feder des Schriftleiters P. Jakob Henn. Wir entnehmen beiden Berichten das Folgende:

Die Jamaa-Bewegung entstand in den Tagen der Kongo-Krise. Damals taten sich in den Städten der Provinz Katanga, die durch ihre Kupfer- und Uranbergwerke bekannt ist, junge katholische Ehepaare zusammen in der Absicht, sich in dieser Zeit der Verwirrung ein Beispiel zu geben und einander anzuspornen, besser zu beten und ein christliches Familienleben zu führen. Die Anregung dazu war von einem Missionar aus dem Franziskanerorden, P. Plazidus Tempels, ausgegangen, der in der Industriestadt Kolwezi tätig war. Pater Tempels hatte schon seit Jahren bemerkt, daß viele Missionare trotz allen Eifers und aller Hingabe an ihre Arbeit nicht das richtige Verhältnis zu ihren Pfarrkindern hatten. Entweder waren sie Verwalter und Hüter ihrer Herde, also so etwas wie Schäferhunde Gottes, oder sie interessierten sich mehr für Bräuche und Kultur ihrer Leute als für diese selbst. Das Geheimnis des Erfolgs für jede Apostolatsarbeit sah Pater Tempels in der persönlichen, lebensnahen Begegnung des Missionars mit seinen Leuten. Bevor die Pfarrkinder in ihm den gottgesandten Kündler der Wahrheit sehen konnten, der sie einen neuen Lebensweg lehren sollte, mußte er in ihre Welt eindringen und sich ihre Ängste, ihr geheimes Sehnen, ihre Art zu denken ganz zu eigen machen. Wie Christus als Mensch in unsere Menschenwelt eingetreten ist, so muß, wie Pater Tempels es sieht, ein Missionar als Christi Stellvertreter in der Welt, in die er als Glaubensbote kommt, in neuer Weise Mensch werden. Paulus nannte das: Jude mit den Juden, Grieche mit den Griechen.

In einem Rundgespräch, das im April 1961 in Abidjan, der Hauptstadt der Elfenbeinküste stattfand, legte Pater Tempels den Weg, wie er zu seinen neuen Einsichten kam, mit folgenden Worten auseinander: „Als ich 1933 nach Afrika kam, kam ich als Europäer,

als Weißer in eine Kolonie. Ich hielt mich für den Träger einer Botschaft, fühlte mich als Lehrer, als Funktionär der Religion, ja als Vorgesetzter. Jahrelang bin ich durch den Busch gewandert, habe gepredigt, gelehrt, die Kirche aufzubauen und zu organisieren versucht. Ich wandte alle Methoden an, die ich von Europa kannte. Nach zehn Jahren unsäglicher Mühen war ich verzweifelt. Ich fühlte, daß ich versagt hatte. Das war die erste Phase. Da legte ich meine Bücher, den Katechismus, meine Methoden beiseite und begann — um ein Modewort zu gebrauchen — mich anzupassen. Ich begann ein neues Gespräch, versuchte mich in die Seele der Afrikaner hineinzudenken und die christliche Botschaft mit ihren Augen zu sehen. Dabei entdeckte ich die Tiefe der Bantu-Seele. Das war die zweite Phase. Aber die Gefahr war groß, daß ich nur als Forscher, als Psychologe oder Ethnologe vorging. Ich mußte weitergehen. Ich mußte zu einer herzlichen, brüderlichen Begegnung mit den schwarzen Menschen kommen, einer Begegnung von Seele zu Seele, in der Liebe und vollen Hingabe. Das war die dritte Phase. Und dann geschah es, daß sich die Seele des christlichen Afrikaners öffnete für die Botschaft. Ich entdeckte, daß der christliche Glaube alles enthält, was der Erwartung der afrikanischen Seele entspricht, daß das Christentum in seinem Wesen Leben ist, Leben der Familie, Einheit in der Liebe. Ich entdeckte, daß diese Naturvölker, die dem Leben und dem Familiendenken so verhaftet sind, von Natur aus der göttlichen Auffassung vom Leben nahestehen, näher vielleicht als wir Verstandesmenschen aus dem Norden.“

P. Henn gibt eine Predigt wieder, mit der Pater Tempels sich einer neuen Gemeinde, zu der er versetzt worden war, vorstellt. „Ich bin hierher geschickt worden“, so beginnt die Predigt, „um euer Baba zu sein, der Vater aller: der katholischen und der evangelischen Christen, der Kitawala (Anhänger einer Sekte) und der Heiden. Diese Vaterschaft kann ich nicht allein tragen. Ihr alle, die ihr hier anwesend seid, müßt daran teilnehmen.“ Und dann erklärt Pater Tempels, wie er sich die Teilnahme an der Vaterschaft denkt. Unser Leben, so sagt er, muß dem Leben der Heiligsten Dreifaltigkeit gleichen, weil Gott uns ja nach seinem Bilde erschaffen hat. Zum Leben gehören Vaterschaft, Sohnschaft und das einigende Band der Liebe. So sei es mit dem natürlichen Leben, so sei es aber auch mit dem übernatürlichen Leben, das man das göttliche nennt. Gott hat sein göttliches Leben zuerst Maria mitgeteilt, Christus sei dann ihr Sohn geworden und habe sie sich zur Braut erwählt. In Nazareth verwirklichte Gott diese dreifache Liebe zwischen Jesus, Maria und Josef; später dann mit den Aposteln, denen er Gewalt gab über sein Leben, seine Lehre und seinen Leib. „Wir Christen nehmen an diesem Leben teil und müssen es unter uns leben, wir: Priester und Gläubige. Wie der Vater dem Sohn das Leben gibt, muß ich euch alles geben, was ich empfangen habe: meine Lehre, meine Güte, meine Sorge. Und ich muß von euch empfangen, was ihr habt: eure Liebe, euren Rat. So werde ich zugleich euer Kind. Wir werden eins in der Liebe. Und zu Hause müßt ihr so leben, Leben schenken und Leben empfangen, die Frauen von den Männern und die Männer von den Frauen . . .“

Versammlungen der in der Jamaa-Bewegung vereinigten Familien finden in den Industriegebieten Katangas gewöhnlich abends oder nachts statt, weil die Männer tagsüber

in den Fabriken oder Bergwerken arbeiten. Manchmal kommen zwei, manchmal zwanzig Familien zusammen. Dabei kann jeder kommen und gehen, wie er will. Auch hat jeder das Recht zu sprechen, wobei ihm niemand dreinredet oder ihn zur Ordnung ruft. Auf einen Europäer wirkt das verwirrend, ihm kommt alles wie ein unfaßliches Durcheinander vor. In Wirklichkeit werden dabei ernsthaft moralische und geistliche Fragen besprochen und beantwortet, nur eben in der Form eines afrikanischen Palavers. Wenn schließlich die Versammlung sich auflöst, gehen die Teilnehmer nicht etwa nach Hause, sondern einzelne kleinere Gruppen gesellen sich zusammen, um gemeinsam zu beten, Psalmen zu rezitieren, den Rosenkranz zu beten, Lieder zu singen. Diese improvisierten Andachten können sich bis zum Morgengrauen hinziehen. Am nächsten Morgen aber finden alle sich wieder unweigerlich in der Kirche ein, um dem heiligen Meßopfer beizuwohnen und die heilige Kommunion zu empfangen.

Die Familien kommen vor allem dann zusammen, wenn eine oder einige von ihnen in Not geraten. So etwa bei der Erkrankung eines Kindes, bei einem Sterbefall, bei einer Geburt, eben dann, wenn selbst in den besten Christen alte heidnische Sitten wieder erwachen, wenn die heidnischen Angehörigen sie mit Gewalt zu den abergläubischen Gebräuchen zurückbringen wollen. Bei solchen Gelegenheiten trösten sie einander und halten gemeinsame Gebete.

Daran wird schon deutlich, was der Zusammenschluß in der Jamaa-Bewegung für die jungen christlichen Familien in Afrika bedeutet und bewirkt. Einige von ihnen sagten zu Pater Tempels: „Vater, vorher waren wir Papageien. Wir sagten unsere Gebete auf und unseren Katechismus, ohne viel davon zu verstehen. Jetzt begreifen wir, was es heißt, Christ zu sein.“ Die größte Wirkung aber besteht für die Afrikaner darin, daß sie aus ihrem gemeinsamen lebendigen Glauben heraus keine Angst mehr haben – und das ist für Afrika unerhört! Die Seele des Afrikaners ist bis in ihre Tiefen geprägt von der Angst vor den bösen Geistern, ist unentrinnbar verhaftet mit den Seelen der Vorfahren. In der Jamaa haben sie über alles gesprochen, was jeder als Geheimnis hütet, von Krankheit und Tod, von der Macht des Zauberers und der Magie der Träume. Nun sehen sie alles im Lichte der Vorsehung und der göttlichen Liebe und fühlen sich geborgen in der Hand des Vaters.

Aus dem festen Glauben an die Vorsehung und Liebe des Vaters im Himmel strömt ihnen die Kraft gegenseitiger Liebe zu, einer Liebe, die bisher geltende Stammesgegensätze und -feindschaften überbrückt. In der Jamaa hilft man sich wie unter Brüdern und Schwestern einer Familie. Auf Reisen steigen die Mitglieder nicht mehr bei ihren Blutsverwandten, sondern bei einer anderen Jamaa-Familie ab. Angehörige der verschiedensten Stämme, die sich sonst bekriegen, sind hier aktiv und friedlich vereint. Es gibt unter ihnen keine politischen oder rassischen Gegensätze, obwohl sie dafür von ihren Stammesangehörigen als Verräter angesehen werden. Die in der Jamaa-Bewegung herrschende Liebe kam besonders während der Kongo-Krise zum Ausdruck. Pater Tempels konnte damals berichten: „Als der Kongo unabhängig wurde, entstanden innerhalb der Clans Meutereien und Gemetzel. Wir haben blinden Haß erlebt, der ganze Gegenden verwüstete und auch

die Kirchen zu zerstören drohte. Sie können sich nicht vorstellen, was bei den Clans Sippe und Stamm bedeuten. In diesem Bruderkrieg war es den Mitgliedern eines Clans strengstens verboten, mit Angehörigen eines feindlichen Clans Beziehungen zu unterhalten und sie zu besuchen. Aber die Babas und die Mamas (= Väter und Mütter) der Jamaa hatten die Kraft, dem Druck ihrer Clan-Genossen zu widerstehen. Sie widerstanden auch den Behörden und fuhren fort, sich zu versammeln, ohne Rücksicht auf ihre Clan-Zugehörigkeit. Sie haben den Haß durch die Liebe besiegt und auf ihre Weise beigetragen, die Kirche zu retten.“

Die Jamaa-Bewegung trifft oft genug auf Mißtrauen seitens anderer Katholiken und nicht selten auch von Seiten mancher Priester. Dazu heißt es in dem Bericht: „Das Erstaunliche ist, daß sie die Verantwortung für die Pfarrei und das Gemeindeleben nicht dem Priester überlassen, sondern sich genau wie er mitverantwortlich fühlen. Die Kirche ist ihre Kirche und die Pfarrei ihre Pfarrei. Überall suchen sie ihr Leben anderen mitzuteilen. Alle wollen sie teilnehmen lassen an ihrem Glauben, ihrer Lebensweise, an ihrer Liebe. Wo sie Mißtrauen begegnen – und das geschieht häufig –, verteidigen sie sich nicht, kritisieren nicht, sondern bezeigen dem Priester Ehrfurcht und schweigen. Aber sie beginnen einen Gebetssturm und bestellen heilige Messen nach ihrer Meinung.“

Ein Seelsorger urteilte über die Jamaa: „Im allgemeinen ist es so, daß der Priester seine Gläubigen zum christlichen Leben ermahnen muß. Bei der Jamaa aber scheint es umgekehrt zu sein: er wird von der Jamaa getrieben und wird selbst besser und frömmlicher.“

## Berichte

AM 19. MÄRZ FEIERTE KARDINAL ALFREDO OTTAVIANI, der Sekretär der Kongregation für die Glaubenslehre (früher: „Heiliges Offizium“) sein goldenes Priesterjubiläum. Die Glückwünsche der Schönstattfamilie wurden dem Jubilar durch den Vorsitzenden des Generalpräsidiums, Weihbischof Heinrich Tenhumberg, übermittelt. Kardinal Ottaviani antwortete darauf mit dem folgenden Brief:

Hochwürdigste Exzellenz!

Ich antworte mit erheblicher Verspätung auf die brüderlichen Glückwünsche, die Eure Exzellenz mir zum goldenen Priesterjubiläum in Ihrem eigenen Namen und im Namen des Generalpräsidiums des Schönstattwerkes zukommen ließ. Die verstrichene Zeit hat jedoch die Innigkeit, mit der ich Ihnen dafür danken will, nicht geschwächt. Vor allem danke ich für die Gebete, die für mich am Jubiläumstage allseits verrichtet worden sind, und ich hoffe, sie

werden mir die Gnade erlehen, daß ich bis ans Ende restlos der Kirche dienen kann.

Ich habe mich auch des Schönstattwerkes in der hl. Meßfeier erinnert: gehört doch ein Stück meines Amteswalten und meines Priestertums dieser vergangenen Jahre auch dem an. Und deshalb erfreue ich mich besonders über die guten Nachrichten, die ich durch Eure Exzellenz von Schönstatt erhalte: über die freudige Entwicklung der Werke und über den geistigen Eifer der Mitglieder. Gott segne das Mühewalten Eurer Exzellenz für das Wohlergehen dieses so zeitgemäßen Apostolates! Darf ich schließlich Eure Exzellenz bitten, allen Mitgliedern des Schönstattwerkes für ihre Teilnahme am Priesterjubiläum zu danken, mich ihrem Gebete auch im Weiteren zu empfehlen und meinen Segen mitzuteilen.

Mit tiefer Verehrung und aufrichtigem Dank verbleibe ich Eurer Exzellenz ergebenster

(gez.) A. Card. Ottaviani

DIE ERKENNTNIS DES WILLENS GOTTES war der Gegenstand einer Predigt, die Kardinal Augustin Bea am Fest des hl. Franz von Sales, des Patrons der katholischen Journalisten, vor römischen Zeitungsmännern in der Kapelle der Salesianer in Rom hielt. Wir halten die Predigt für bemerkenswert und wichtig genug, sie in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen. Sie lautet in ihrem vollen Text:

„Wir hören nicht auf, für euch zu beten und darum zu bitten, daß ihr erfüllt werdet mit der Erkenntnis des Willens Gottes in aller geisterfüllten Weisheit und Einsicht“ — so schreibt der hl. Paulus an die Kolosser (1, 9).

Ich glaube, nicht zu irren bei dem Gedanken, daß ihr erstaunt seid über diesen Anfang meiner Ansprache und über die Tatsache, daß ich heute zu euch von der „Erkenntnis des Willens Gottes“ reden möchte. Ihr seid daran gewöhnt, daß man zu euch über eure Verantwortung spricht, über eure Verpflichtungen der Wahrheit gegenüber, der Loyalitätspflicht usw. — jedenfalls wird man zu euch nicht von der „Erkenntnis des Willens Gottes“ reden.

Vielleicht glaubt ihr auch, es sei doch im Grunde nicht besonders schwierig, den Willen Gottes zu erkennen. Sagt man es euch nicht immer wieder in allen Predigten, daß es die

Zehn Gebote gibt, die Gebote der Kirche, eure Pflichten als Staatsbürger usw.? Es mag oft schwer sein, den Willen Gottes zu tun, aber ihn erkennen? Wir sagen sofort: Natürlich gibt es Dinge, in denen der Weg der Pflicht klar vor uns liegt. Aber es gibt auch viele andere Dinge, bei denen man diesen Weg, auch in sehr entscheidenden Fragen, nur unter Schwierigkeiten findet. Denken wir an einige konkrete Beispiele: Die Wahl des Berufes oder der Berufung, die konkrete Wahl des Arbeitsplatzes, die Wahl des Lebensweges für eure Kinder usw. Doch stellt euch nicht vor allem euer Beruf selbst oft vor eine Wahl, bei der es trotz der rechten Absicht schwer sein kann, den richtigen Weg einzuschlagen?

Und von welcher Tragweite sind doch oft diese Entscheidungen! Man braucht nur an den weiten Ausstrahlungsbereich eurer Arbeit zu denken und an eure so wichtigen Aufgaben, Tag für Tag mit eurer aufbauenden Kritik die Atmosphäre zu entgiften oder zu reinigen, in der wir alle leben und atmen müssen. Es genügt, daran zu erinnern, daß durch eure Arbeit Stein um Stein jenes gewaltige Gebäude aufgebaut wird, das sich öffentliche Meinung nennt. Wie oft, ja jeden Tag, werden z. B. eine Friedensinitiative, ein besonderer Gesetzentwurf, oder ähnliche Dinge unterstützt oder behindert, wenn nicht geradezu vernichtet durch jenes Instrument, das in euren Händen ist. Und hier, glaube ich, ist es eher an euch, mir von den enormen Schwierigkeiten gewisser Entscheidungen zu erzählen, die ihr treffen oder die zu treffen ihr beitragen müßt. Und ihr selbst seid es, die mich fragen, — bisweilen vielleicht mit angstvollem Herzen: wie soll man die rechte Wahl treffen, wenigstens so, daß der barmherzige Wille Gottes für die Menschheit, der uns immer heilig ist, jenes Werk Christi für die Menschheit und in der Menschheit, nicht zu sehr behindert wird?

Ihr versteht ohne weiteres, daß es nicht möglich ist, hier innerhalb der kurzen, uns zur Verfügung stehenden Zeit eine angemessene und erschöpfende Antwort zu geben. Deshalb hier mehr einige konkrete Hinweise, die den Weg anzeigen, auf dem man voranschreiten muß — diesen so schwierigen Weg, auf dem nicht einmal die Erfahrung eines ganzen Lebens ausreicht, um die Zeichen des göttlichen Willens kennenzulernen.

Um uns zu orientieren, gehen wir einen Augenblick in die Schule Papst Johannes'. In einer Audienz, die er gegen Ende Mai 1961 einer kleinen Gruppe von etwa einem Dutzend Personen gewährte, sagte er, auf das Konzil zu sprechen kommend: „Ich möchte nicht sagen, daß die Idee des Konzils wirklich eine so große Inspiration war. Ich hatte im

Januar 1959 ganz einfach gedacht: Ich soll jetzt nach Sankt Paul vor den Mauern gehen. Die ganze Welt wartet darauf, was der neue Papst tun wird. Und beim Nachdenken kam mir die Idee des Konzils. Und da habe ich gedacht: Diese Idee teile ich dem Kardinalstaatssekretär mit; als echter Römer wird der mir ohne weiteres klar sagen, was er davon hält. Und so habe ich es gemacht. Und er sagte mir sofort, das sei eine großartige Idee. Da habe ich gedacht: Wenn der das sagt, dann heißt das, es ist möglich. Und so habe ich mich entschieden. In der Folgezeit habe ich dann gesehen, wie der Herr diese Initiative immer mehr gesegnet hat, und so wurde ich immer mehr davon überzeugt, daß dies wirklich der Wille Gottes war.“

Wieviel wäre hierzu zu sagen! Wieviele Elemente spielen bei einer solchen Entscheidung mit! Zuerst all das, was in seinem Wahlspruch zusammengefaßt war: „Oboedientia et pax“, d. h. die Lauterkeit seines Lebens und seiner Absichten, die Schlichtheit des Papstes, aufgrund deren er ein so fügsames Werkzeug in den Händen der väterlichen Vorsehung Gottes und des Hl. Geistes war. Dies alles war geeint mit viel Gebet, oder genauer gesagt, mit dem inneren Hinhören auf das, was der Herr und sein Heiliger Geist sagten: „Ich will hören, was in mir der Herr, mein Gott spricht“ (Psalm 84, 9); schließlich war da vor allem seine grenzenlose Liebe zu Christus, zur Kirche, zur Menschheit, zu jedem Einzelnen im besonderen, eine Liebe, die ihm die Herzen der ganzen Welt eroberte.

Hier also einige Hinweise darüber, wie man den Willen Gottes erkennen kann, Hinweise, die keiner großen Kommentare bedürfen. Ihr wißt — und das Konzil hat es euch in der dogmatischen Konstitution über die Kirche wiederholt — daß der Heilige Geist nicht nur die heilige Hierarchie leitet, sondern alle Glieder der Kirche führt, gemäß dem Wort des hl. Paulus: „Alle, die sich vom Geiste Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes“ (Röm. 8, 14).

Als wir von Papst Johannes sprachen, haben wir auf die überaus große Bedeutung der Lauterkeit des Lebens und des Herzens, d. h. der Rechtschaffenheit im Denken und Handeln, hingewiesen. Bei dieser Lauterkeit handelt es sich nicht bloß um Treue zu den Geboten des Herrn und nicht nur um die unbestreitbare geistliche Schönheit dieser Lauterkeit, sondern es handelt sich um die Funktion, die die Lauterkeit in jenem weiten Sinn für das tägliche Leben hat, um die Zeichen der Zeit richtig zu unterscheiden und zu bewerten, und so allmählich den Willen Gottes ganz zu erkennen. Denn außer, daß er uns führt, ja, ich möchte sagen, bevor er uns führt, läßt der Geist Gottes, der uns gegeben ist, in uns die Werke

des „Fleisches“ ersterben, d. h. all das, was sich in uns an Ungeordnetem findet. „Der naturhafte Mensch faßt nicht, was des Geistes Gottes ist, ja, als Torheit erscheint es ihm“ (1 Kor. 2, 14). Deshalb haben „diejenigen, die Christus angehören, das Fleisch mit seinen Leidenschaften und Lüsten gekreuzigt“. So erfüllen sich in uns die Forderungen des Gesetzes Gottes, da „wir nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geiste“ (Röm. 8, 4).

Betonen wir jedoch vor allem die Liebe. Von ihr spricht auch das Kirchengebet der Messe eures heiligen Patrons; sie war es, die bewirkte, „daß er allen alles wurde“; sie war die Quelle seiner wundertätigen Bescheidenheit und Milde, die — in jenen rauhen und traurigen Zeiten — die Herzen der Katholiken und der nicht-katholischen Christen beeindruckten. Und vor allem ist es diese Liebe, die uns befähigt, den Willen Gottes zu erkennen. Dieser Wille Gottes bedeutet für den hl. Paulus konkret das Geheimnis Christi, „dieses Geheimnis, das seit Anfang der Zeiten und Generationen verborgen war, jetzt aber seinen Heiligen geoffenbart wurde“ (Kol. 1, 26). Mit anderen Worten: jener Plan von der unendlichen Liebe unseres Gottes gefaßt, der „die Welt so sehr geliebt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingegeben hat, damit

jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe“ (Joh. 3, 16). Er hat seinen Sohn dahingegeben, um in ihm die von der Sünde geteilte Menschheit zu einen, und ihn zugleich zum Haupt der neuen Menschheit gemacht. Diesen Plan spürt die heutige Menschheit und sie sehnt sich nach dieser Einheit in Christus, wie Papst Johannes XXIII. in seiner letzten Weihnachtsbotschaft gesagt hat: für die Völker „ist der Plan Christi die aufrichtig gewünschte Erwartung, auch wenn sie in ihren Umrissen und Entfaltungen nicht immer wahrgenommen wird.“ (Vgl. AAS).

Möge diese Liebe Gottes, dieser Plan, für den er unablässig das wahre, große und ewige Glück der Menschen in Christus und in Gott bereitet — vor allem wie dieser Plan in den Konzilsdokumenten gesehen und erklärt wird — wie ein Stern sein, nach dem ihr euch ausrichten könnt bei der täglichen Fahrt auf dem nicht selten stürmischen und aufgepeitschten Meere des Lebens und insbesondere eures Berufes. Bitten wir zusammen den Herrn, daß er euch „die volle Erkenntnis seines Willens in aller geisterfüllten Weisheit und Einsicht“ verleihe, damit ihr in dem ungeheuren Erlösungswerk Gottes seine Mitarbeiter seid bei der Auferbauung der neuen Menschheit in Christus. (KNA)

MAISON ST. HUBERT: DER NAME KLINGT irgendwie prächtig in deutschen Ohren. In der Tat war der Umbau dieses ehemaligen Landgasthauses an der Europastraße 10 unweit der Todesstelle Josef Englings bei Cambrai/Frankreich zu einem kleinen, aber außerordentlich brauchbaren Schulungsheim ein prächtiges Werk der Schönstätter Marienbrüder und der Schönstatt-Jungmänner, die den Brüdern dabei zur Hand gingen. Vor nunmehr vier Jahren wurde das Haus seiner jetzigen Bestimmung übergeben. Wie viele Gruppen von Schönstättern aus Verbänden, Bündeln, der Liga hat es seither beherbergt, wie viele Begegnungen haben innerhalb seiner Ziegelmauern schon stattgefunden! Die Schlichtheit, ja Armut und Enge des Hauses hat den darin abgehaltenen Tagungen keinen Eintrag getan — im Gegenteil: Maison St. Hubert hilft mit, daß, wer hierherkommt, sich leichter als Pilger auf den Spuren Josef Englings fühlt und eher von seinem Geist ergriffen wird.

Der Reigen der diesjährigen Fahrten dorthin wurde im März durch eine Gruppe von Studenten eröffnet. Sie trafen sich am 12. März in Schönstatt, nicht nur, um von hier aus gemeinsam die Fahrt anzutreten, sondern um

sich vom Gründer Schönstatts Wegweisung mitgeben zu lassen und unter dem Segen der Gottesmutter aus dem Urheiligtum aufzubrechen. Für ihren Weg nach Cambrai wählten sie die kurze Nordroute über Aachen — Lüttich — Dinant — Valenciennes. Ein reiches Programm sollte persolviert werden. Nicht nur wollte man ausgiebig über das Thema „Glaube und Freiheit: der Weg für Europa“, zutiefst also über die heilsgeschichtliche Sendung Europas, diskutieren; es ging auch um möglichst viele und möglichst enge Kontakte zu französischen Kommilitonen. Um es vorweg zu sagen: beides gelang in reichem Maße!

Maison St. Hubert bietet mit seiner Kargheit die Möglichkeit zu hoher Konzentration. Die Studenten, die verschiedenen Fakultäten: der juristischen, medizinischen, theologischen und philosophischen, angehörten, mußten zuerst den ihnen gemäßen Tagungsstil finden, damit das Treffen ihnen zum „Ereignis“ werden konnte.

Wie so oft bei Akademikern, bestand die Gefahr, daß die Themen der einzelnen Tage (sie hießen: Europa: Synthese von Freiheit und Glaube — Verwirklichte Freiheit — Die Er-

neuerung der Kirche und wir — Schönstatt: Anruf Gottes in unserer Zeit) unverbindlich zerredet wurden. Es zeigte sich bald, daß der Weg zu handfesten, brauchbaren Ergebnissen über den kleinen Diskussionskreis führte. Deshalb wurde die ganze Gruppe aufgeteilt. Nach dem Referat am Morgen — als Referent war P. Monnerjahn mitgekommen —, das die Thematik des Tages anriß, war zunächst Gelegenheit, klärende Sachfragen zu stellen. Dann zogen die einzelnen Diskussionskreise sich in „ihren Winkel“ zurück und vereinigten sich erst wieder am späten Nachmittag oder am Abend, um die getrennt erarbeiteten Resultate zusammenzutragen. Auf diese Weise entstand eine heilsame Spannung und Konkurrenz, aus der mancher zündende Funke übersprang.

Zu den Begebenheiten, die dem Aufenthalt in St. Hubert eine besondere Note gaben, gehörten die Begegnungen mit französischen Studenten, einmal an der Katholischen Universität Lille, und ein andermal mit den Theologen des Priesterseminars in Cambrai.

Die wenigsten der deutschen Studenten waren mit der rühmlichen Rolle vertraut, die Lille in der Geschichte des modernen französischen, ja des Katholizismus in der ganzen Welt gespielt hat: daß hier 1881, nach mehreren mißglückten Versuchen in anderen Städten Frankreichs, Belgiens und der Niederlande, der erste Internationale Eucharistische Kongreß erfolgreich durchgeführt wurde; daß Lille eines der frühesten und regsten Zentren der modernen katholischen Sozialbewegung war; daß von hier 1904 die bedeutsamen und vorbildlichen Sozialen Wochen Frankreichs (Semaines sociales de France) ihren Ausgang nahmen. Die Katholische Universität Lille, oder, wie man genauer sagen müßte: das Institut catholique von Lille (die Bezeichnung „Universität“ ist in Frankreich seit 1880 durch Gesetz den staatlichen Hochschulen allein vorbehalten) wurde 1875 zusammen mit den anderen Instituts catholiques von Paris, Angers, Lyon und Toulouse ins Leben gerufen. Gegenwärtig wird sie von ungefähr 4000 Studenten frequentiert. Träger sind die Diözese Lille, die Erzdiözese Cambrai und die Diözese Arras, das heißt also die Kirchenprovinz Cambrai.

Bei dem Rundgang durch die Einrichtungen der Universität beeindruckte vor allem das Journalistische Institut, das weit bekannt ist und von Studenten aus vielen Ländern, besonders auch aus Afrika, besucht wird. Wie der Generalsekretär des Instituts berichtete, liegen im Leseraum des Instituts allein 70 Tageszeitungen aus den verschiedensten europäischen und nichteuropäischen Ländern auf. Zwei Fernschreiber — deutschen Fabrikats — bringen pausenlos aus den Büros der Agence France Presse die neuesten nationalen und

internationalen Nachrichten. Beschlissen wurde der Tag in Lille mit einem Besuch von Paul Claudels „Verkündigung“.

Die Theologen des Priesterseminars Cambrai flößten ihren deutschen Kommilitonen durch haushohe Siege in zwei Basketballpartien erheblichen Respekt ein. Selbst auf einem Gebiet, auf dem wir Deutsche uns gewöhnlich etwas zugute halten, dem des Gesangs, errangen die gar nicht weltfremden Theologen mit ihren rassigen Melodien ohne Frage die Palme. Auch war festzustellen, daß die Seminaristen offenbar in der deutschen Sprache mehr beschlagen waren als die deutschen Studenten in der französischen — ein Manko, das wir zumindest in unseren Schönstattkreisen ausgleichen sollten.

Erlebnisse anderer, ganz eigener Art waren die Gottesdienste zusammen mit der französischen Bevölkerung im Fialkapellchen der MTA, dem „Heiligtum der Einheit“. Sowohl die Bündnismesse am Abend des 18. März wie auch die Messe am folgenden Festtag des hl. Josef wurde von Abbé Sénéchal, dem verdienstvollen Pfarrer von Iwuy, gehalten. Zum ersten Abend waren die Theologen aus Cambrai zu ihrem Gegenbesuch nach St. Hubert gekommen. Während der Meßfeier klangen abwechselnd deutsche und französische Gesänge, und hinterher traf man sich zu einer schlichten, aber sehr herzlichen Agape. Für die hl. Messe am Josefstag war das Kapellchen fast zu klein. Dicht an dicht drängten sich die Leute, die sich aus Cambrai und den umliegenden Dörfern eingefunden hatten. Am darauffolgenden Sonntag, der sehr sonnig war und viele Menschen ins Freie lockte, riß in den Nachmittagsstunden der Strom der Besucher des Heiligtums nicht ab. Immer wieder bogen Autos von der Nationalstraße 49 in den Weg zum Kapellchen ein. Man konnte den Eindruck gewinnen, daß eine Andacht mit Ansprache guten Zuspruch gefunden hätte.

Es wäre überhaupt zu wünschen, wenn die während ihres Aufenthaltes von den Studenten geknüpften Kontakte zur Katholischen Universität Lille und zum Priesterseminar an Ort und Stelle kontinuierlich weiter gepflegt werden könnten, etwa von einem Priester, der wenigstens den Sommer über in St. Hubert stationiert wäre. Vermutlich würde sich dabei allerdings bald herausstellen, daß Maison St. Hubert zu klein ist, um die entstehende Aktivität zu fassen.

Am letzten Tage ging die Studentengruppe unter Führung von Herrn Blank von der Gemeinschaft der Marienbrüder, der die Tagung geleitet hatte, den Todesweg Josef Englings. Den stimmungsvollen Abschluß der Woche endlich bildete ein Feuer am Memorial Josef Englings, das steil in den windstillen Abend loderte.

EM

## Buchbesprechungen

DIE TIEFGREIFENDEN WANDLUNGEN UNSERER Zeit, nicht zuletzt die Wandlungen, die das II. Vatikanische Konzil für die Kirche gebracht bzw. eingeleitet hat, bringen es mit sich, daß ein Katholik sich heute mit dem, was er einmal aus dem Katechismus gelernt hat, nicht mehr zufrieden geben darf, sondern sich von neuem und tiefer mit den Wahrheiten seines Glaubens beschäftigen muß. Diese Pflicht besteht vor allem für solche Katholiken, die missionarisch-apostolisch wirken wollen und sich ihrer besonderen Sendung in die heutige Welt hinein bewußt sind — also auch für die Gruppen und Mitglieder unserer Schönstattfamilie. Aus der Vielzahl der Veröffentlichungen, die sich in dieser Richtung als Hilfe anbieten, sei hier auf die beiden ersten Bücher einer Reihe „Theologische Akademie“ aus dem Verlag Josef Knecht, Frankfurt, hingewiesen.

In dieser Reihe werden Vorträge dargeboten, die von Jesuiten-Professoren der Hochschule St. Georgen, Frankfurt, und ihrem Ordensmitbruder Karl Rahner, München, an den seit 1961 in Köln und seit 1964 in Frankfurt eingerichteten theologischen Akademien für Laien gehalten worden sind. Band 1 enthält die Beiträge: Welchem Gott brachte Abraham seine Opfer dar (Norbert Lohfink) — Die Alternative „Philosophie oder Offenbarung“ nach Karl Jaspers (Helmut Ogiermann) — Die Selbstdarstellung der Kirche auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil (Otto Semmelroth) — Unveränderlichkeit und Wandel im Glaubensverständnis in der Zeit des Konzils (Karl Rahner) — Religionsfreiheit und Toleranz (Bruno Schüller). In Band 2 sind zusammengefaßt: Das irrige Gewissen (Bruno Schüller) — Wunder im Alten Testament (Josef Haspecker) — Die Sakramente und ihre Symbolik als Antwort auf Grundfragen menschlicher Existenz (Hans Bernhard Meyer) — Teilhard de Chardin. Persönlichkeit und Werk (Adolf Haas) — Glaube als Gnade (Otto Semmelroth).

Wir können hier nicht auf alle Beiträge näher eingehen. Aus jedem Band sei vielmehr ein Beitrag besprochen, der vermutlich innerhalb der Schönstattfamilie auf ein größeres Interesse rechnen kann. Aus dem 1. Band wählen wir Karl Rahners „Unveränderlichkeit und Wandel im Glaubensverständnis in der Zeit des Konzils“ aus, weil darin ein Thema behandelt wird, das durch das Konzil sehr aktuell geworden ist, und über das ein wacher Katholik einigermaßen Bescheid wissen sollte. Das Konzil hat ja nicht wenige Änderungen beschlossen; die Kirche ist dadurch in ein Zeitalter der Wandlungen und Veränderungen eingetreten, dessen Ende nicht leicht abzusehen ist. Die Reaktionen innerhalb der Kirche auf diese mächtige Bewegung sind sehr unterschiedlich: es gibt Katholiken, die über die beschlossenen Wandlungen beunruhigt, ja bestürzt sind und sich fragen: Wie ist das, wie war das möglich?; es gibt andere, die die Änderungen enthusiastisch begrüßen und weitere Änderungen nicht nur erhoffen, sondern bewußt darauf hinarbeiten; dazwischen befinden sich diejenigen — wohl das Gros —, die in Vertrauen und Gehorsam die angeordneten Änderungen mitvollziehen.

Einerlei zu welcher Gruppe man gehört, es ist gut und notwendig, sich mit Rahner zu fragen, was in der Kirche wandelbar und was unwandelbar ist, oder genauer: was die Kirche selbst an sich, an ihrer Lehre und an ihrem Recht wandeln, ändern kann, und was der Änderungsbefugnis der Kirche entzogen ist. Rahner gibt seine Antwort in einer umsichtigen, sauber gegliederten und auch einsichtigen Denkbemühung, der man sich getrost anvertrauen kann. Seine Unterscheidungen sind von wohlthuender Klarheit. Kräftig betont er, daß es in der Lehre und im Recht der Kirche Wandelbares gibt, und daß für die Kirche auf ihrem geschichtlichen Weg sogar die Pflicht besteht, in Übereinstimmung mit dem Evangelium Änderungen vorzunehmen.

Er grenzt das Wandelbare vom Unwandelbaren ab und sagt, wo eine deutliche Abgrenzung nicht möglich ist.

Besonderer Beachtung wert ist, wie Rahner den Geltungs- und Verpflichtungscharakter der grundsätzlich wandelbaren Bestimmungen des Kirchenrechts und der nicht feierlich definierten Lehren der Kirche aufweist und damit die Gefahr bannt, daß ein Katholik nur das göttliche Recht der Kirche und nur eine feierlich definierte Lehre für verbindlich hält, jede andere Lehre und jedes andere Recht als grundsätzlich relativ und revidierbar unter Umständen als nicht verpflichtend ansieht. Es darf noch erwähnt werden, daß Rahners Sprache in diesem Beitrag nicht die Schwierigkeiten des Verstehens bereitet, auf die man sonst bei ihm treffen kann.

Aus dem 2. Band sei der Beitrag von Bruno Schüller über das irrige Gewissen herausgegriffen. Auch ihm eignet eine besondere Aktualität. Am Problem des irrigen Gewissens zeigt Schüller die Bedeutung des Gewissens überhaupt auf. Das ist heute wichtig, weil der Christ der Zukunft weit mehr als in der Vergangenheit auf die Führung durch sein Gewissen angewiesen sein wird. Dazu sagt schon Rahner in seinem Beitrag in Band 1: „Es kann sein, ja es sieht schon deutlich so aus, daß die lehrende Kirche in vielen Fragen der Moral, wo es sich mehr um konkretisierende Anwendungen letzter Prinzipien handelt, den Christen von heute und morgen mehr allein lassen wird, als es bisher der Fall war, und ihn seinem Gewissen, seinem eigenen sittlichen Unterscheidungsvermögen überlassen muß“ (S. 93). Wenn dem so sein wird, dann ist es für einen Katholiken, der wirklich Christ sein will, unerlässlich, sich über das, was Gewissen ist, über die Verbindlichkeit des Gewissensspruches, über das Verhältnis seines Wissens zu dem in Christus geoffenbarten Willen Gottes und zur Kirche so gut wie nur möglich zu unterrichten. Mit anderen Worten: Dem Gewissen muß mehr Raum in der kirchlichen Lehrverkündigung eingeräumt, es muß eine umgreifende und sorgfältige Bildung der Gewissen in der Kirche gepflegt werden.

Hierfür bietet Schüller in seinem Beitrag ausgezeichnete Ansatzpunkte. So etwa, wenn er herausarbeitet, daß das Gewissen nicht bloß

deswegen letzte Instanz für den Menschen ist, weil es die guten und bösen Werke ansagt, sondern weil es, wie Schüller formuliert, „uns ursprünglich den Sinn oder das Herz aufschließt für die Liebe als unsere Bestimmung“, oder „weil wir in ihm wissend unter dem einen und ungeteilten Willen Gottes stehen.“

Letztlich ist das Gewissen „jene Instanz, die den Menschen in die Verantwortung vor Gott ruft und ihm auch im Einzelnen und Konkreten angibt, in welchen Werken er diese seine Verantwortung vor Gott wahrzunehmen und zu beweisen hat“ (S. 16). Von hier aus kann die Gewissensfreiheit begründet werden, die „nur die der Welt zugekehrte Seite seiner auf andere nicht abwälzbaren Verantwortung vor Gott“ ist (S. 17). Aus dieser Sicht des Gewissens versteht sich auch, warum dem Gewissen, und zwar auch dem irrigen, immer Folge zu leisten ist, und warum „kein Gewissensirrtum, sofern er nicht aus persönlicher Schuld hervorgeht . . . , den Menschen um sein Heil zu bringen“ vermag (S. 19). Die rechte Beschaffenheit eines Gewissens aber, die Rechtheit seiner Entscheidungen wird zutiefst davon abhängen, ob ein Mensch eine gewisse Fertigkeit in der Kunst der Erkenntnis des Willens Gottes erlangt. Deshalb kann es „im Leben eines Menschen keinen Zeitpunkt geben, von dem an er aufhören dürfte, sich die Frage nach dem Willen Gottes immer wieder zu stellen. Seine Gewissensbildung kann niemand je für abgeschlossen halten“ (S. 20).

Neben diesen beiden Beiträgen glaubt der Rezensent noch besonders auf die beiden Abhandlungen aus dem Alten Testament hinweisen zu sollen: auf Norbert Lohfinks „Welchem Gott brachte Abraham seine Opfer dar?“ in Band 1, und auf Josef Haspeckers „Wunder im Alten Testament“ in Band 2. Sie machen auf höchst anregende Weise mit der Methode und den Ergebnissen der modernen Exegese bzw. Religionsgeschichte bekannt und geben zugleich Antwort auf Fragen, die jedem wohl irgendwann schon einmal aufgestiegen sind.

*Theologische Akademie. Herausgegeben von Karl Rahner S. J. und Otto Semmelroth S. J., Band I, Frankfurt a. M.: Josef Knecht 1965, 116 S., Band II, 118 S.*

*E. Monnerjahn*

WER IST EIN CHRIST? LAUTET DER TITEL einer Schrift, mit der Hans Urs von Balthasar die neue Reihe „Offene Wege“ bei Benziger eröffnet. Seit seinem Erscheinen (1965) hat das Buch bereits drei Auflagen erlebt, ein Be-

weis für das verbreitete Verlangen nach einer Antwort auf die Frage des Titels. Balthasar schildert zunächst, wie dringend diese Frage für den Christen selbst geworden ist: Seine Umwelt denkt in vielen Fragen der Weltan-

schauung und des sittlichen Lebens anders als er. Sie zwingt ihn zu immer größerer Klarheit über seine eigene Art. Auch die Kirche unserer Tage fordert diese Frage heraus. Vieles was früher als Ausdruck des Christseins gefordert und verteidigt wurde, ist aufgegeben. Die Kirche wandelt sich. Man baut ab, man baut um, man sucht neue Wege. Nicht ohne Ironie zeigt der Verfasser, wie leicht emsige Erneuerer der Kirche in Gefahr sind, Gott den Rücken zuzuwenden und ihr ganzes Interesse an im Grunde zweitrangige Fragen zu hängen: Fragen historischer Bibelforschung, liturgischer Formgebung, oekumenischer Kompromisse, Fragen um Geheimnis und Verheißung der „weltlichen Welt“. Kennzeichen des Christen ist demgegenüber die Hinwendung zu Gott in aller Bewegung kirchlichen Gestaltwandels und christlicher Weltbewältigung.

Am stärksten beschäftigt Balthasar der Trend zur „weltlichen Welt“. Die „irdischen Wirklichkeiten“ erfahren heute in der theologischen Literatur eine starke Aufwertung. Man versucht, in der natürlichen Entwicklung der Welt eine Tendenz nachzuweisen, die hinzielt auf das Ereignis der Wiederkunft Christi am jüngsten Tag — und die erwartete neue Erde. Dementsprechend wird der Dienst an der Welt und an ihrem Fortschritt als das Eigentliche des Christseins dargestellt und beschauliches Leben (etwa in einem Kloster) abgewertet zu einem bloßen Zeichen dafür, daß die erwartete Herrlichkeit eben noch nicht eingetreten sei. Dazu fragt Balthasar: Wenn Christsein nicht mehr bedeutet, als der Welt in ihren Bereichen und Bewegungen sachgerecht zu dienen, wodurch unterscheidet sich der Christ dann von einem Humanisten? All dem gegenüber entwickelt Balthasar seine Antwort auf die Frage „Wer ist ein Christ?“ unmittelbar aus der Offenbarung.

Christ ist, wer mit Christus in der Taufe eins geworden, sich im Leben mit Christus und in ihm in freiem Liebesgehorsam dem Vater hingibt. Mit Christus immer mehr eins zu werden und in ihm sich rückhaltlos Gott und seinen Interessen zuzuwenden, das ist die große Aufgabe des Christen: Dein Name werde geheiligt, Dein Reich komme, Dein Wille geschehe. Dabei weist Balthasar darauf hin, daß die erste so geartete Einigung mit Christus im Glaubensja Mariens geschah. „Die Unbedingtheit und somit Unauflöslichkeit dieses Ja Marias gibt den Weg frei zur endgültigen, rückhaltlosen Hingabe Gottes an die Welt, über die hinaus von Gott her nichts Endgültigeres mehr erwartet werden kann“ (S. 70). „Dieses sichtbare Ja, das Gott mit Christus und seinem Erlösungstod der Welt schenkt, geht ein in das für die Welt kaum hörbare, unauflösbare Ja der Magd des Herrn, und dieses Ja ist Grund und Wesen der neutesta-

mentlichen Kirche. Wer dieses Ja lebendig mitspricht, ist ein lebendiges Glied des Gottesvolkes“ (S. 70). Christsein bedeutet somit auch, mit Maria und wie sie mit Christus eins werden und in ihm um den Vater kreisen. Darum muß nach Balthasar die Glaubenskontemplation in Leben und Wertung des Christen die erste Stelle einnehmen. Die Glaubenskontemplation (d. i. gläubiges Hinhören auf Gottes Wort und „unbegrenzte Hingabe an dieses Wort und seine weiterlösenden Zwecke“ [S. 82]) als Liebesantwort verleiht christlicher Existenz ihr Profil. Der Christ wird sich mit und in Christus gerne durch Kreuz und Leid, durch Verachtetsein und Zerstörung seiner Pläne von sich selber befreien lassen, um ganz Gott zur Verfügung zu stehen. Er wird gerne arm sein an Gütern und Erfolgen jeglicher Art, arm an leiblicher und geistiger Fruchtbarkeit, weil er alles von dem erwartet, der die Niedrigen erhöht (vgl. S. 76 ff). Und eben darum wird er auch den Mut haben, für die Zukunft ein für allemal sein Ja zu sagen, obwohl er nicht für die Treue des folgenden Tages garantieren kann (vgl. S. 85 ff). In diesem Zusammenhang erörtert Balthasar auch den Begriff des „mündigen Christen“: Mündig ist der Christ, der in der „frischen Lebendigkeit eines immerwährenden Hörens“ auf den ständig zu erwartenden Anruf Gottes und aus „einem eingefleischten übernatürlichen Instinkt des Gehorsams“ (S. 91) Gott verfügbar ist.

Wie läßt sich nun der Vollzug christlichen Lebens mit dem Leben für eine Aufgabe in der Welt verbinden? Balthasar findet in beiden Bereichen einen wesentlichen gemeinsamen Zug: Selbstloses Hinweggehen über das eigene Ich mit seinen Wünschen und Interessen zu Gunsten eines Größeren. Arbeitet der Mensch in der Welt auch oft nur wie ein auswechselbares Rädchen an einer großen Maschine, so gibt er doch „seine ganze persönliche Liebe in das große Anonyme“ (S. 116), in der Hoffnung, daß dieses Streben nicht umsonst sei. Der Christ vermag diesen Einsatz in der Welt, in Arbeit und Freizeit, auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, politischen und sozialen Lebens mitzuvollziehen, ohne von der eigentlichen Bewegung seines Christseins abgelenkt zu werden. Denn was hier gefordert ist, ist der gleiche Sprung über das eigene Ich hinaus, wie ihn auch der Glaube verlangt: ein einziger Einsatz in beiden Bereichen. Dabei erfüllt der Gläubige jedoch seine Arbeit mit einer noch größeren Wertung; denn „die christliche Lehre vertieft die Möglichkeit, sein Leben einer Aufgabe hinzugeben, fast unendlich, da nicht nur die äußere Leistung, sondern auch die Gesinnung, der Hingabewille, vor allem das Leiden dort, wo man nichts Aktives mehr

leisten kann, mit in das Werk, in die Fruchtbarkeit hineinbezogen wird" (S. 118).

An diesem Punkt hat man den Eindruck, daß Balthasars Gedankengänge einer nicht unwichtigen Ergänzung bedürfen. Wenn die Welt dem Menschen nicht mehr bedeutet und bietet als die Forderung nach absolutem Einsatz, und die Hoffnung, daß bei Gott dieses selbstlose Tun nicht umsonst sei, dann ist schwer zu sehen, wie man im Umgang mit der Welt im authentischen Sinne, wie ihn Balthasar selbst herausgearbeitet hat, christlich leben kann. Christlich leben bedeutet gerade nach Balthasar nicht nur Selbstlosigkeit in Hoffnung, sondern darüberhinaus je persönliches Gerufensein von Gott und je persönliche Liebesantwort an Gott. Wie sich Christsein auch in der unmittelbaren Berührung mit der Welt als persönliche Begegnung mit dem Vater unseres Herrn Jesus Christus verwirklichen läßt, beschreibt z. B. Pater Kentenich in „Himmelwärts“ mit wenigen, aber sehr dichten Worten: „Wir sehen väterlich Dich stehn / still hinter jeglichem Geschehn, / umfassen Dich mit Liebesglut, / gehn froh zu Dir voll Opfermut.“ Darin bleibt Gott der „Ganz Andere“, der von jedem, der mit Chri-

stus eins werden will, gekreuzigten Gehorsam verlangt. Aber er gebraucht die Welt, ihre Gesetze und Forderungen, ihr Geheimnis und ihre Verheißung als Werkzeug, durch das er uns persönlich berühren, zu liebender Begegnung aufrufen und eventuell zu opferbereiter Änderung unserer Pläne bewegen möchte. „Welt“ im weitesten Sinne ist ein Werkzeug in der Hand Gottes, das den Christen ständig in die Glaubenskontemplation ruft, wie wiederum „Himmelwärts“ sagt: „Liebe hat die Welt gerufen, / daß sie gleichet Liebestufen, / die uns wirksam himmelwärts / führen in das Gottsherz.“

Damit ist zugleich eine Frage beantwortet, die Balthasar offenläßt: wie nämlich das Hören auf Gott inmitten des Weltdienstes möglich sei. Die Bedeutung dieser Frage für Menschen, die ihrem Beruf in der Welt den größeren Teil ihrer Zeit und Kraft zu widmen haben, liegt auf der Hand.

*Hans Urs von Balthasar, Wer ist ein Christ? (Offene Wege I, Veröffentlichungen des Verbandes der Renaissance-Gesellschaften), Einsiedeln: Benziger Verlag 1965, 128 S.*

T. Beller

**Anmerkung:**

Der Beitrag von Prof. Dr. W. J. Revers gibt einen Vortrag wieder, der auf der Oktoberwoche 1965 in Schönstatt gehalten wurde.